


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



L. Starklof,

A l m a.

Erster Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle.
8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage 8.
7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

Huber, Dr. V. A., Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. 8. — Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle.
3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8.
1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Woltmann, J. C. A. B., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8.
2 Rthlr. — Gr.

Alma.

Dollfuss.

Ein Roman

von

L. Starklof.

Glauben möchte Jeder, was er wollte;
Wenn nur Jeder thäte, was er sollte.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

I.

Otto.

I have not loved the world, nor the world me.

Byron.

1.

Algier capitulirte. Die grünen Paniere des Islam verschwanden an den vier Haupt-Moscheen. Ueber den qualmenden Trümmern des Kaiser-Forts, auf der Casauba, dem Fort Bab-Azoun, dem Fort der Engländer und den übrigen Festungswerken, erhoben sich die lilienweißen Fahnen. Sie verkündeten, daß die Stunde der Vergeltung gekommen, und die Schmach vieler Jahrhunderte endlich getilgt war.

Durch das Gewühl von Arabern, Türken, Beduinen und Kabylen zogen die Sieger herein. Ein unermeßliches Gedränge erfüllte die engen Gassen. Französische Grenadiere und Artilleristen, französische und englische Matrosen, Italiäner, Griechen, Russen, Spanier, wimmelten durch einander. Hier tobte eine Verwirrung aller europäischen Sprachen; alle europäischen Länder schienen Repräsentanten abgeschickt zu haben, um den Sieg der Franzosen mit zu feiern, und durch ihre Gegenwart den großen Act zu bestätigen, mit welchem die Verletzung der Verträge, des Völkerrechts, der Menschlichkeit, hier bestraft wurde.

Bekanntlich hatte seit zwei Jahren der Commodore Massieu de Clerval mit einer französischen Escadre die Rhede und den Hafen von Algier in Blokade-Stand gehalten. Wenige Tage, ehe die Expeditionsarmee von Toulon absegelte, waren die zu jener Blokade-Escadre gehörenden Briggs la Siléne und l'Aventure an der afrikanischen Küste gescheitert. Die Mannschaft hatte sich nicht weit vom Cap Bengut auf den Strand gerettet. Ein Theil derselben ward hier von den Beduinen ermordet, der Rest — sechs und achtzig — nach Algier geschleppt, und in ein Bagno des Dey's geworfen.

Die erste Sorge des Vice-Admirals Duperré nach der Eroberung von Algier, war die Reclamirung dieser Gefangenen. Dem hierzu abgeschickten Fregatten-Capitain ward auf Befehl des Vigil-Hadgi (Marine-Ministers) sogleich das ganze Bagno übergeben. Von mehreren Officieren der Armee und der Flotte begleitet, eilte er hin. Ihm nach drängte ein Schwarm Seeleute, ungeduldig, ihre Brüder zu umarmen, und im Triumph aus der Sclavenhöhle herauszuführen. Der Jubel des Wiedersehens glich dem Tosen einer stürmischen Brandung.

Vive l'amiral! Vive la France! Vive l'armée!

Solche Freudenstimmen waren zwischen diesen schwarzen Mauern, so lange sie standen, nicht gehört worden.

Alles strömte herzu, die Befreieten zu grüßen, welche durch diese Theilnahme selbst im Augenblick der Erlösung sich noch verhindert sahen, den dumpfen Kerkerhof so schnell als möglich zu verlassen.

Außer den französischen Seeleuten befanden sich in diesem Bagno noch andere Christensclaven, namentlich Mannschaft und Passagiere eines italiänischen Handelsschiffs, welches vor mehreren Jahren auf seiner Reise von Constantinopel nach Liverpool in die Hände der Seeräuber gefallen war.

Bei diesen Leuten sah man ein auffallendes Männerpaar, welches selbst im Gewühl des Siegs, im Getöse des Jubels, in der Lust des Wiedersehens zwischen lauter Bekannten und Freunden — unter welchen es fremd und schweigend stand — plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Und zwar die Aufmerksamkeit von Soldaten und Matrosen, welche, in ihrem bunten, unstäten Kriegs- und Seeleben an täglich neue, an die wunderbarsten Erscheinungen gewöhnt, über nichts mehr zu erstaunen pflegten; dergleichen aber, wie ihnen hier vorkam, doch noch nirgends angetroffen hatten.

Zwei hochgewachsene, schlanke Männer — es waren ihrer wirklich zwei! — jeder Zuschauer sah es deutlich, und doch schien es jedem wieder, als ob er nur einen, diesen einen aber doppelt sähe — (so genau, so bis in den kleinsten Zug scharf ausgeprägt und eigensinnig treu nachgemacht war die

Aehnlichkeit Beider) — von dunklem gelockten Haar über das sonnenverbrannte Gesicht, das blitzende Auge, die stolz aufgeworfene Lippe, an der kräftigen Gestalt herunter bis zum keck aufgestemmten Fuß. Es war, als hätte die Natur es sich zum lustigen Spiel gemacht, dieselbe Form, welche ihr einmal so gut gelungen, noch einmal zu erschaffen, damit die eine Gestalt sich in der andern wie in einem Spiegel besehen, an ihrem lebendigen Abbild erfreuen möge. — Zwei sorgfältig vollendete Abgüsse einer Statue können sich selbst und ihr gemeinschaftliches Original nicht treuer wiederholen. So lange die beiden, in ihre braunen Sclavenmäntel gehüllt, unbeweglich standen, nahm sich das Wunder schon wunderbar genug aus. Noch seltsamer aber ward der Eindruck, als nun einer von Beiden eine Bewegung machte, und der andere sie nicht sogleich nachahmte. Jeder Zuschauer hatte erwartet, daß es gar nicht anders seyn könnte, und erstaunte, so wie man erstaunen würde, wenn man vor'm Spiegel die Hand ausstreckte, und das Bild im Glase sich bedächte, oder weigerte, das Nämliche zu thun.

Unter den französischen Officieren, welche den Doppelmann betrachteten, war einer, der noch mehr als seine Kameraden, zur Verwunderung Anlaß fand. Oberst Villaret hatte es nicht blos mit dieser seltsamen Erscheinung der Gegenwart zu thun, ihm kam auch bei deren Anschauung eine lang ver-

gessene Nebelgestalt aus der Vergangenheit emporgestiegen, welche auf den Mann im Sclavenkittel hindeutete, und ihm zuflüsterte: Ich und Er sind Eins. — Weißt Du noch? — Moskau und Malo-Jaroslawetz?

„Beim Himmel!“ rief der Oberst, „er muß es seyn! Solche Aehnlichkeit giebt es zwar, wie ich hier sehe, zweimal im Leben — aber dreimal? — das Wunder wäre zu groß! — Einer von Beiden ist es. — Aber welcher?“

Während er noch zauderte, trat von den beiden Männern Einer, welcher seiner Seits auch den Obersten scharf betrachtet hatte, ihm mit der Anrede entgegen: „Sind Sie es, Graf Villaret?“

„Allerdings!“ war die Antwort. „Und Sie — oder Ihr Ebenbild hier, sind der Baron Selmar? — Selvar?“ —

„Soltar. Wir haben ja zusammen in Montbrun's Kavallerie-Corps gestanden.“

„Richtig. Sie dienten beim **ten Husaren-Regiment.“

„Wir lagen nahe bei einander im Bivouac vor Moskau.“

„Bei Malo-Jaroslawetz haben wir uns zum Letztenmale gesehen.“

„Und müssen uns jetzt hier in Algier wiederfinden!“

„Aber durch welche Abentheuer sind Sie hierher verschlagen?“

„Ja, das hat sich leider seltsam genug gemacht.“

„Und wer ist diese wunderbar ähnliche Doppelgestalt Ihrer Person? Sie müssen“ — fuhr Villaret fort, indem er sich zum Andern wandte, der bis jetzt noch schweigend der Erkennungsscene zugesehen hatte — „Sie müssen — hat man je solche Aehnlichkeit gesehen! — Sie müssen Brüder seyn!“

Baron Soltar zögerte einen Augenblick, bis er mit einem halbunterdrückten Lächeln versetzte: „Ja, so gewissermaßen.“

„Gewissermaßen?“ fuhr nun der Andere, Zornflammen im Blick heraus; — und der Oberst trat unwillkührlich einen Schritt zurück; wie auch die Stimme des jetzt Redenden so klang, als ob sie aus dem Munde des Barons käme. „Gewissermaßen? — Mein Vater ist der Deinige. Hier gibt es kein gewissermaßen.“

Der Oberst errieth den Zusammenhang, welcher den einen Bruder verlegen, den andern zornig machte; und erfuhr nun durch einige schnelle Fragen und Antworten, daß beide Brüder bei Malo-Jaroslawetz in russische Gefangenschaft gerathen, nach manchem Hin- und Hertransport in's Land der don'schen Kosaken geschleppt wären, wo man

sie jahrelang festgehalten. Endlich war es ihnen gelungen, zu entfliehen; sie hatten sich wunderbar genug nach Odessa durchgeschlagen, waren von dort durch Unterstützung des französischen Consuls nach Constantinopel geschafft worden und hofften auf einem Italiänischen Handelsschiff England und so zuletzt die deutsche Heimath zu erreichen.

Aber die Expedition des Lord Exmouth gegen Algier (1816) hatte weder das Raubnest zerstört, noch den Troz der Piraten gefesselt. Sechs Monate nach Vernichtung ihrer Marine zählten sie schon wieder eilf Korsarenschiffe. Das Mittelländische Meer ward von Neuem der Schauplatz ihrer Freibeutereien. Sie kaperten mehrere Schiffe verschiedener Nationen, und machten die Mannschaft zu Sclaven, welche sie eben so wie früher behandelten, nur mit dem Unterschied, daß sie ihnen keine Ketten mehr anlegten.

Auch jenes Italiänische Fahrzeug fiel in ihre Klauen. Die beiden Brüder, ihrer geringen Geldmittel beraubt, ohne Unterstützung, ohne Bekanntschaft, sahen keine Rettung aus dieser neuen fürchterlichen Sclaverei. Jahre vergingen auf Jahre. Ihren finsteren Blicken bot sich keine andere Aussicht, als den Rest ihres Lebens, getrennt vom Vaterlande, von der ganzen civilisirten Welt, im Bagno des Dey's zu verbringen. Da ertönte im

Donner der französischen Kanonen, am 4. Julius 1830, ihre Erlösungsstunde.

„Und so ward mir," rief Villaret fröhlich aus, „im Glück unserer Waffen die Freude bescheert, zwei ehemalige Kriegskameraden aus diesem Mordnest herauszuführen! Aber nun sollt Ihr auch nicht einen Augenblick länger in dem verdammten Pestloch stecken. Ihr findet außer mir noch eine Menge von Waffenbrüdern, mit welchen Ihr den großen heillosen Zug in jene Schneewüsten gemacht. Seht, hier treffen wir sogleich ein halb Dutzend Gefährten der Tage von Wilna, Smolensk und Borodino."

Schon gleich zu Anfang waren die französischen Officiere, neugierig auf die Entwickelung der merkwürdigen Scene, herzugetreten. Beim Klange dieser Namen, großer und furchtbarer Erinnerungen so voll, sahen sich die Brüder von ihren Befreiern umringt, gegrüßt, bewillkommt. Vor wenig Augenblicken noch so fremd und verlassen unter dem jubelnden Haufen fanden sie nun plötzlich eine ganze Schaar bereitwilliger Freunde. Offene, kriegerische Gesichter lachten, treue tapfere Hände kamen ihnen von allen Seiten entgegen. Alles sprach in lauter Freude hastig durcheinander von den wundersamen Begebenheiten der beiden merkwürdigen Schicksalsgenossen. Und wenn irgend einem Zuhörer noch ein Zweifel an der Wahrheit ihrer abentheuerlichen

Geschichte geblieben wäre, so mußte auch dieser verschwinden bei dem Hinzutreten eines competenten Richters, der, wie von der Vorsehung gesendet, in diesem Augenblick unter dem Thor des Bagno erschien.

Der russische Oberst **ff, welcher mit Depeschen für den General Bourmont und den Vice-Admiral Duperré die Expeditionsflotte auf ihrer Fahrt nach Algier erreicht hatte *), drängte sich, von der Erzählung des auffallenden Ereignisses herbeigelockt, durch das Gewühl.

„Sehen Sie, Oberst," rief Villaret ihm lustig entgegen, „hier entführe ich Ihnen aus dem Bagno des Dey von Algier zwei Kriegsgefangene von Malo-Jaroslawetz, welche Sie uns gegen alles Völkerrecht bis jetzt zurückbehalten, ja den afrikanischen Rebellen zur Aufbewahrung überliefert haben!"

„Skolko godow büili wii f Rossi?" fragte der Oberst.

(Wie lange seyd Ihr in Rußland gewesen?)

„Pät godow."

(Fünf Jahre.)

---

*) Le 29 Mai un colonel russe, passager à bord d'un batiment de guerre, parti de Toulon apres les deux prémières divisions, est venu à bord avec des lettres pour M. de Bourmont et pour l'amiral.

(Journal des débats; 24. Juin 1830. Expédition d'Afrique.)

„F-kakoi Provinziu?“

(In welcher Provinz?)

„U Donskieh Kosakow.“

(Bei den don'schen Kosaken?)

Der Russe ließ sich mit ihnen auf ein genaues Gespräch ein, welches ihn durch die Richtigkeit aller Angaben von der Wahrheit ihrer Erzählung vollkommen überzeugte, und er erwiederte den Scherz des Grafen Villaret mit den Worten: „Ich glaube, daß ich es vor meinem Kaiser verantworten kann, wenn ich in seinem Namen erkläre, daß Se. Majestät diese unfreiwilligen Gäste unserer Kosaken nicht reclamiren werden.“

Das Gewühl verlief sich allmählig. Die befreieten Matrosen zogen im Jubel mit ihren Landsleuten nach dem verschanzten Lager von Torre Chica, welches der Schiffscapitain Hugon mit 3000 Marine-Soldaten besetzt hielt. Graf Villaret ward zum General Bourmont gerufen. Er führte seine neuen Schützlinge zum nahen Kaffeehause eines griechischen Juden, wo sie bleiben sollten, bis er Kleidung für sie besorgt hätte, und wiederkäme, um sie dem Befehlshaber der Expeditions-Armee vorzustellen.

„Bourmont,“ sagte er, indem er den Baron Soltar unter den Arm gefaßt, und mit ihm durch die engen wimmelnden Gassen zog, „Bourmont war ja selbst mit in Rußland. Er wird Euch als

Waffengefährten von dorther freundlich empfangen und zu allem behülflich seyn. — Nein! Welches wunderbare Zusammentreffen nach — — — warten Sie — nach achtzehn Jahren! — Wer mir im Jahre 1812 gesagt hätte, daß ich den Baron Soltar in Algier wiederfinden sollte! — Wir haben uns zwar in Rußland eigentlich nur zweimal gesehen. Aber die Freundschaften, welche man auf den Schlachtfeldern schließt, werden mit Blut unauflöslich fest gekittet. Und wir waren vom ersten Augenblicke an herzlich gute Kameraden. Aber sagen Sie mir," fuhr er etwas leiser fort, indem er sich nach dem Andern umsah, welcher ein paar Schritte zurückgeblieben war — was hat es denn eigentlich für eine Bewandniß mit Ihrem wundersamen lebendigen Conterfei?"

„Nun ja, er ist wirklich der Sohn meines Vaters, aber nicht — — —"

„Ihrer Mutter. O, das hab' ich sogleich begriffen. Sie müssen aber auch beide von einem Alter seyn?"

„Er ist ein Jahr älter als ich."

„Und war auch mit Ihnen in Rußland?"

„Er stand ja mit in der nämlichen Escadron."

„Wunderlich. Dort hab' ich ihn nicht gesehen. Ja, Ihr seyd ein paar merkwürdige Naturspiele. Und bei all den Leiden und Strapatzen habt Ihr Euch beide conservirt als hättet Ihr in vollster

Herrlichkeit am Hofe Sr. kaiserlichen Majestät, oder im Serail des Beherrschers der Gläubigen residirt. Ihr seht ja kaum aus, als ob Ihr dreißig Jahr alt wäret."

„Ich war auch kaum achtzehn, als wir nach Rußland zogen."

„Ja freilich! Verteufelt jung waren wir alle damals! — Um ein Jahrhundert älter geworden sind wir seit 1812! Mein Haar wird schon grau. Ja, sehen Sie nur hin. Mir hat es leider schon mehr als eine schöne naseweise Pariserin gesagt. — Ach, Moskau! Leipzig! Waterloo! — und" — setzte er vorsichtig umblickend hinzu — „die Restauration! — das sind wohl Dinge, einen Jungen zum Greis zu machen. Und ob wir nicht vielleicht in wenigen Wochen abermals um ein Säculum gealtert sind? — Wer kann es wissen! — Nun, hier sind wir vorläufig bei unserem vortrefflichsten aller Wirthe. Nach seiner Versicherung ist das **Hôtel des princes** ein Rattennest gegen sein religiöses Caravanserai. — Giuseppe!"

Der Jude trat mit einer demüthigen Verbeugung unter die Thür seines Domicils, welches einer Höhle ähnlicher war, als einer Menschenwohnung. Gerade an der Schwelle hatten sich zwei Kameele niedergekauert, und neben diesen Schiffen der Wüste lagen, wie kleine Fischerkähne, zwei Ziegenböcke und ein halbtodter Esel. Die enge Gasse war gestopft von diesen fünf Bestien, welche erst

mühsam weggeprügelt und weggeschleppt werden mußten, ehe man des Griechen gastliches Haus betreten konnte.

„Hier sind zwei Freunde," sagte Villaret, „die ich Euch auf Eure arme Seele binde. Ihr könnt sie nicht zu gut verpflegen. Also, meine Herren — ich melde Sie vorläufig; den Baron Soltar — — — Vornamen?"

„Otto Soltar."

„Otto Soltar. Und?" fuhr er mit einer verbindlichen Wendung gegen den andern fort, der finster, mit untergeschlagenen Armen, daneben stand.

„Otto Ratlos."

„Das ist," lächelte Villaret, „doch einmal ein Unterschied zwischen Euch Beiden!"

Er hätte das schnelle Wort gern zurückgehabt, als er sah, welchen üblen Eindruck es auf den Bruder des Baron machte; und er setzte, gleichsam entschuldigend, hinzu. „Aber im Otto findet sich auch die Namensgleichheit wieder. Ich werde mir, wie in Regnards Zwillingsbrüdern *), erlau-

*) Les Jumeaux. Comédie par Regnard. Acte III. Sc 1.

V. Pour ne m'y pas tromper, souffrez que de ma main
Je vous attache ici quelque signe certain
Donnez-moi ce chapeau.
„Qu'en prétends tu donc faire?"
V. Vous marquer de ma marque, ainsi que votre père
Pour vous mieux distinguer faisait fort prudemment.

ben, dem Herren ein Zeichen anzustecken, sonst kenn' ich Sie nimmer auseinander."

„Die Ungleichheit," versetzte Jener mit einem bittern Lächeln, „ist auch im andern Namen eben nicht groß. Wenn Sie buchstabiren wollen, so werden Sie finden, daß Ratlos nur ein umgewendeter Soltar ist."

„Par Dieu!" rief der Franzose, indem er an den Degen schlug. „Nun, mit dem ersten Aviso, das nach Toulon geht, schreib' ich Eure Geschichte an meinen Freund Scribe in Paris, der macht Euch Beide zu einem Vaudeville, welches ihm auf seinem Théâtre de Madame wenigstens zwanzigtausend Thaler einbringt. Aber ich muß zum General! — à revoir!"

„Ein excellenter Kamerad!" sagte der Baron, ihm nachsehend.

„Es ist so ein windiger, aufgeblasener Franzose," versetzte Otto, „mir kann er nicht gefallen."

„Du bist immer störrisch gegen Fremde. Diesem sind wir doch wenigstens Dank schuldig."

„Ich wüßte nicht, wofür? Hat er allein etwa Algier erobert? Oder um unsertwillen? Aus dem Bagno wären wir heut auch ohne ihn gekommen. Und hättest Du nur damals Muth gehabt, als ich unsere Flucht so sicher eingeleitet, da läge Algier schon seit zehn Jahren hinter uns, und wir brauchten uns jetzt nicht bei diesen Fran-

zosen zu bedanken, die nun Wunder meinen, welche Gnade sie uns mit ihrer hochfahrenden Protection erzeigen."

„Viel schöne Worte gebe ich ihnen dafür auch nicht. Aber ich werde kein Narr seyn, ihnen zu trotzen, so lange ich ihrer Hülfe bedarf. Und ich bitte mir sehr aus, Deine üble Laune im Zügel zu halten, und nicht durch sie zu verderben, was sich so gut anläßt."

„Und ich bitte mir sehr aus, nicht wieder in den vornehmen Ton zu fallen, den Du jedesmal gegen mich annimmst, wenn uns auf unserer dunklen Bahn ein Lichtschein von Glück begegnet. Ich weiß ohne Dein Hofmeistern, was ich zu thun habe."

In dieser unfreundlichen Art ging das Gespräch noch eine Weile fort.

Nach einer Weile kam Villaret zurück.

„Nun, lieber Baron," sagte er, „ich habe Sie beim General angemeldet. Heute ist er, wie Sie leicht denken können, zu sehr beschäftigt, um Sie zu empfangen. Aber morgen hält er als Repräsentant Seiner allerchristlichsten Majestät und zugleich als provisorischer Dey von Algier ein großes Lever, und da werde ich Sie und Ihren Bruder vorstellen."

„Wenn Sie mit Ihrem Baron Soltar zu sprechen glauben," versetzte der Angeredete, „so

irren Sie. Ich bin der, welcher nicht so genannt wird."

„Diable!" rief jener, indem er seinen Schnurrbart zwickte. „Bei Sanct Napoleon! es ist unmöglich, aus den Gesichtern heraus zu kommen. — Aber das soll mir nicht wieder passiren! Ich werde meine Maaßregeln nehmen."

Der Baron trat ein.

„Sehen Sie uns genau an," sagte Otto, „sonst passirt es Ihnen doch noch hundertmal, ohne daß Sie es ahnden; trotz Ihrer scharfen Augen. In uns hat sich noch jeder Mensch geirrt, sogar der Vater. Und der wahrlich auf mehr als eine Art." Damit verließ er das Zimmer.

Villaret wiederholte seine vorige Meldung, und fragte nach einigen Gesprächen, die sich wieder auf den russischen Krieg bezogen: „Sagen Sie, Baron — wie ist mir denn? — Sie sind doch ein Deutscher? — Und wenn ich mich recht erinnere, aus X....?"

Soltar bejahete.

„Sie können mir einen wesentlichen Dienst erzeigen. Haben Sie einen Grafen Lassigny gekannt?"

„Den, welcher im Jahre 1812 mit einer geheimen Mission an einige deutsche Höfe beauftragt war?"

„Derselbe. Er fiel in Ihrer Vaterstadt im Duell mit einem Prinzen. Sie wissen von der Geschichte. Ich seh' es Ihnen an."

„Allerdings weiß ich; und zwar sehr viel. Sind Sie dabei interessirt?"

„Darauf kann ich, wie Sie, antworten: und sehr viel! Lassigny war mein Vetter. Als ich Sie in Rußland kennen lernte, wußte ich nichts von seinem Tode."

„Sehr begreiflich. Er starb kaum einen Monat vorher, ehe ich zur Armee abging."

„Können Sie mir seinen Todestag angeben? Es ist mir wegen eines Erbschafts-Processes sehr daran gelegen, Tag und Stunde seines Todes genau zu erfahren — und zwar so, daß ich alles gerichtlich beweisen kann."

„Aus dem Kopfe vermag ich das nicht. — Im Monat März war es ja wohl? — Aber helfen Sie mir dazu, daß ich bald nach Hause komme, und ehe ein Vierteljahr vergeht, sollen Sie die genauesten und bündigsten Urkunden darüber in Händen haben."

Der Graf versprach die größte Bereitwilligkeit, und verlangte über die Veranlassung zum Duell und den Tod des Vetters nähere Auskunft. Soltar wich jedoch mit der Versicherung aus, daß er von dem Zusammenhang des traurigen Ausgangs, welcher dem Prinzen zugleich mit dem Grafen das

Leben gekostet, nichts sagen dürfe, weil man die Sache möglichst geheim zu halten gesucht habe, und er durch einen Eid gebunden sey.

Villaret ließ das gelten, und wandte das Gespräch auf die Mittel zur Ueberfahrt nach Europa.

„Unser unermüdliches Dampfschiff Sphynx geht noch heute Abend mit Depeschen vom General und Admiral nach Toulon ab. Doch zweifle ich, ob es fremde Passagiere mitnehmen darf. Aber morgen, so höre ich vom Contre-Admiral Mallet, werden auch die Perle, der Cyclop, der Hekla, die Dora und der Vulkan unter Segel gehen, um Ihre Leidensgefährten, unsere Leute von der Silène und Aventure, nach Toulon zu bringen. Da ließe sich es wohl machen, daß Sie mit den ehemaligen Bagno-Kameraden noch einmal in einem zwar engen Raume, aber doch zu besseren Aussichten — —"

„Erlauben Sie, diese Aussichten würden mir nicht gerade die erwünschten seyn. Sie begreifen, daß für Jemanden, der an Geld entblößt, in Toulon ganz fremd ist, die Schwierigkeiten, von dort nach Hause zu gelangen — ein paar hundert Meilen — bei der Ausschiffung erst recht anfangen würden."

„Ach! Ihr Deutschen sprecht immer von Schwierigkeiten! Ich kenne halb Toulon — meine Kameraden haben Verwandte, lassen Sie mich nur für Sie sorgen."

„Wenn Sie das wirklich wollen — und ich rechne gern darauf — so verschaffen Sie uns Plätze auf einem Englischen Schiffe. Es sollen ja deren eine Menge auf der Rhede liegen; und gewiß geht heut oder morgen die Botschaft Ihres Sieges nach London. — In London finde ich Bekannte. Und von dort hätte ich einen Sprung nach Hause."

Villaret machte selbst einen Sprung. „In London! Unser Consul dort ist mein Vetter! An den adressire ich Sie! Und — —"

Zufällig warf er einen Blick in den innern dunkeln Hof des Kaffeehauses, auf welchen nach Algierischer Art das einzige Fenster des Stübchens hinausging. (Nach der Straßenseite gibt es keine Fenster.)

„François!" rief er hastig seinem draußen stehenden Ordonnanzsoldaten zu, „war das nicht Robert Heppenstal, der dort hineinging?"

„Er selbst, Herr Oberst!"

„Das trifft sich wie gefunden! Sir Robert commandirt die Goëlette Lady Emily. Er ist mein specieller Freund; und stellte die ganze englische Flotte zu meiner Disposition, wenn er könnte. Der segelt gewiß bald nach England! Wollen sehen! Das arrangire ich im Sturmschritt."

Wie ein Pfeil fuhr Villaret hinaus, holte den Engländer herein, führte ihn schwatzend und lachend zurück, stellte ihm die beiden kuriosen Fündlinge

des Bagno's vor, welche der Britte unter manchem „Damn! — Prodigious! — Most prodigious!" als die seltsamsten Phänomene anstaunte — und, wie Villaret gesagt, in einer Viertelstunde war alles abgethan.

„Uebermorgen," sagte der Schiffslieutenant, „geh' ich unter Segel, die beiden Gentlemen sollen mir willkommen seyn, und wenn See und Wind nur einigermaßen günstig sind, bringe ich Sie in zehn Tagen auf die Themse."

Am folgenden Morgen präsentirte Villaret seine Schützlinge dem General Bourmont im Palaste des Deys. Er versah sie mit Geld, mit Kleidern, Briefen, Pässen. — In der Nacht rief ein Bote von Sir Robert, mit der Nachricht von günstigem Winde, sie an Bord. Und ehe die Sonne über dem mittelländischen Meere aufging, hatten sie Algier mit seinen Forts und Moscheen, hatten sie das Gewühl des Triumphs, den Lärm des französischen Lagers, die Sandwüste der afrikanischen Küste im Rücken und flogen an den Linienschiffen, welche gleich stolzen Riesen das gebändigte Unthier bewachten, hinaus über die lustig tanzenden Wogen, nun endlich der lang verlassenen Heimath wieder zu.

2.

Auf einer einsamen Klippe der Höhen bei Dover standen die beiden Zugvögel aus Algier.

Sie erwarteten den Abgang des Packetboots, welches sie nach Calais hinüberführen sollte. Tief in der Ferne summte das geschäftige Treiben der Stadt und der Rhede. Um die Brüder her war alles still, die Gegend feindlich öde, und ihr Gespräch eben so unfreundlich als der Abend, welcher sich grau wie ein farbloses Trauerkleid über die Hügel und das Meer hin lagerte.

Soltar hatte die Bekannten, welche er in London vermuthen konnte, nicht angetroffen. Dagegen waren ihm Villarets Empfehlungen von größtem Nutzen gewesen. Durch den französischen Consul beim **schen Gesandten eingeführt, hatte er bei diesem nicht nur eine freundliche Aufnahme und jede Unterstützung gefunden, sondern auch ganz neue, und zwar die interessantesten Nachrichten aus der Heimath bekommen.

Seine beiden älteren Brüder waren schon seit Jahren todt. Im vorigen Sommer war auch sein Vater gestorben; er war jetzt der einzige Erbe des großen Soltarschen Vermögens, und kam eben zur rechten Zeit, die Erbschaft anzutreten. Auf der Canzlei des Gesandten fand er in einer deutschen Zeitung die Aufforderung an den mit der französischen Armee 1812 nach Rußland gezogenen Baron Soltar, sich innerhalb Jahresfrist zu melden, widrigenfalls er für todt angenommen, und über den Nachlaß weiter verfügt werden solle.

Diese Frist war bis auf einen Monat abgelaufen. Aber hier stand er ja zur Abreise fertig, dort lag das Schiff, welches in wenigen Stunden ihn über die letzten Meereswogen hinschaukeln sollte; in spätestens vierzehn Tagen konnte er rechnen zu Hause anzukommen; er hatte sogleich von London aus dorthin geschrieben. Und so weit war alles in der besten Ordnung.

Dagegen hatte das Verhältniß der Reisegefährten, welches schon ein gespanntes gewesen, seit den Londoner Nachrichten fast die Gestalt eines feindseligen angenommen. Empörte sich Otto's Stolz gegen den hohen Ton, welchen der Baron als Erbe eines glänzenden Reichthums anstimmte, so war der Letztere wiederum nicht minder gereizt durch die schroffe Härte, welche jener gegen ihn in einem Augenblick herauskehrte, wo er nach seiner Meinung alles hätte aufwenden müssen, um sich dem Wohlwollen eines begünstigten Bruders zu empfehlen — — eines Bruders, der es schon als eine Gnade betrachtete, wenn er etwa unter vier Augen diesen eigentlich usurpirten Titel passiren ließ.

„Du weichst mir aus!“ sagte Otto zornig, „aber es hilft Dir nichts. Ich fordere eine Erklärung. Und ehe wir diese Küste verlassen, muß es ausgemacht seyn, auf welchem Fuße wir künftig zu einander stehen werden.“

„Du gewöhnst Dir,“ versetzte der Baron, „seit einiger Zeit eine Sprache an — —“

„Die Dir nicht gefällt? — Mir geht es eben so mit Deinem Benehmen. Seitdem wir in England sind, seit Dir sich die Aussicht auf die reiche Erbschaft eröffnet hat, bist Du um zehn Ellen gewachsen, und siehst aus Deiner Thurmhöhe auf mich herab, wie auf ein Wesen, dessen Existenz Du großmüthig dulden willst, obgleich sie Dir unbequem ist. Aber ich schwöre Dir, daß ich es nicht dulden werde!“

„Wenn Du statt des Zürnens und Schwörens nur endlich sagen wolltest, was Dich so in Harnisch bringt? und welchen Sinn ich in Deinen Reden und Forderungen zu suchen habe.“

Otto knirschte mit den Zähnen, und sagte dann mit halbunterdrückter Stimme: „Du kehrst jetzt nach Hause zurück, um dort in Reichthum und Ansehen ein stattliches Leben zu führen. Jahre lang haben wir Elend, Hunger, Sclaverei gleich und treu mit einander getheilt. Meinst Du, ich sey dazu da, um diesen Theil unserer bisher gemeinschaftlichen Bestimmung nun allein weiter zu tragen, während Du, ein Auserkohrner, in Stolz und Pracht über mich daher fährst, gleichgültig, ob Deine Räder mich zerquetschen oder wie einen Kreisel fortschnellen.“

„Wozu diese unnützen, aus der Luft gegriffenen Vorwürfe? Du willst Dich erhitzen, mich beleidigen! — — Wie kannst Du glauben, daß ich es Dir je an etwas fehlen lassen werde?“

„Sieh! das ist das Wort, das ist die Manier! So spricht der Herr zu einem abgelebten Kutscher! So sorgt der Jäger für einen alten ausgedienten Hund! — Fehlen lassen! — Wenn ein Funke von Empfindung in Dir wäre, solltest Du eher ersticken, als solches Wort gegen mich aussprechen. — Aber Du hast weder Gefühl noch Erinnerung!“

„Muß ich Dir es in Deine harte Seele hinein schreien,“ fuhr Otto fort, „daß Du mir Dank, daß Du mir Dein Leben schuldig bist? — Dreimal schuldig bist! — Dreimal — hörst Du? — Dreimal hab' ich Dich gerettet! — Einmal aus dem Niemen. Ohne mich wärest Du ertrunken. Einmal bei Borodino aus den Lanzen der Kosaken. Einmal aus den Händen jenes wüthenden Türken! — Kannst Du es läugnen? Damals klangen Deine Schwüre, Deine Verheißungen ganz anders!“

„Tobe nur nicht so unnöthiger Weise. Du wirst gewiß mit mir zufrieden seyn. Warte nur bis wir zu Hause sind.“

„Nein, mein Herr Baron! Hier, wo es noch Zeit ist, mit Dir ein ernsthaftes Wort zu

verhandeln, verlange ich ein bündiges Versprechen, daß Du mir, Deinem Bruder — ja, blicke nur weg! — Deinem Bruder — sag' ich! — dem Sohne Deines Vaters, eine ehrenvolle, unabhängige Stelle in einem Leben sicherst, dessen erste Hälfte er Dir aufgeopfert hat!"

„Das Opfer wäre ich neugierig kennen zu lernen."

„Also auch das vergessen? Oder hast Du es nicht einsehen wollen? — Weil Du in Napoleons Triumphzügen eine Bahn des Ruhmes, der Größe durchlaufen solltest, mußte ich, dem kein solches Ziel winken konnte, Dich begleiten. Dein Freund sollte ich heißen, und galt doch eigentlich nur für Deinen Diener. Du warst bald Officier. Ich blieb gemeiner Husar. — Was hast Du je für mich gethan, wo Du etwas für mich thun konntest? Trotz meiner Anhänglichkeit — Liebe kann und will ich es nicht nennen! — war ich Dir zur Last! Dir, wie unserm Vater. Dich schickte er in den Krieg, mit der Hoffnung, in Dir wenigstens einmal einen General zu begrüßen! Mich mit dem geheimen Wunsche, daß feindliche Kugeln und Säbel den unbequemen Zeugen einer Jugend-Uebereilung wegraffen möchten. O, ich weiß es genau!"

„Du siehst Gespenster, und ich muß Dir wohl verzeihen, daß Du mich beleidigst, wenn selbst das

Andenken des Vaters Dir nicht heilig genug ist, Deine Schmähungen zu unterdrücken."

„Ja! Wäre er mir Vater gewesen, wie ich ihm Sohn war! Aber, daß er sich meiner schämte! Nun, ich schweige von ihm. Doch Otto, Du hast gut zu machen; und mußt gut machen. Bei Gott, Du mußt! Das Blut des Barons Soltar fließt in meinen Adern, wie in Deinen. Willst Du in einem Zufall das Recht finden, Deinen Bruder von den Wohlthaten des Glücks auszuschließen, welche Dich in verschwenderischer Fülle überströmen? Kannst Du Dich mit solcher Tücke des Verhängnisses gegen mich verschwören? — Ich bin fast ein Jahr älter als Du. Bedenke! Wenn der selige Vater meiner armen Mutter die geraubte Ehre wiedergegeben, wenn er seine Pflicht gethan hätte, wie anders stände es um Dich und mich! Was er an mir verschuldet, ich lege es auf Deine Seele. Vergiß nicht, daß wir Brüder sind."

„Vergiß nicht! Vergiß nicht! — Bruder?! — Wenn jeder Fürst und Edelmann seine natürlichen Söhne in den Stammbaum aufnehmen und den ächten gleichstellen wollte — da sähe es schön um die Genealogieen und um die Familiengüter aus! Vergiß Du nicht, daß meine Mutter eine geborne Gräfin von Kronschild, daß sie die Frau von Soltar — und die Deinige ein hübsches Kammermädchen war, deren leichtgeschürzte Tugend dem

Papa seinen Sieg wohl nicht sehr schwer gemacht haben wird."

„Sprich noch ein solches Wort — so schlag' ich Dir den Schädel ein!"

„Drei Schritt vom Leibe, Bastard!"

Otto griff in der Wuth einen Stein auf, und schlug damit den Baron an den Kopf. Dieser taumelte seitwärts, doch raffte er sich wieder empor, zog einen Dolch, und traf des Gegners Brust. An einem zwischen Rock und Weste steckenden Taschenbuch aber glitt der Stoß ab. Jetzt packten sich Beide, und es gab ein wüthendes Ringen, in welchem sie zu Boden stürzten. Für einen Dritten wäre es ein wundersam, grauenvolles Schauspiel gewesen, diese Beiden hier in der Oede und Dämmerung auf den Tod kämpfen zu sehen. Es war, als hätte man einen Menschen in zwei lebendige Hälften zerrissen, deren jede doch wieder ein ganzer Mensch war, und die nun, über die spottende Aehnlichkeit ergrimmt, sich mit Tigerwuth in einem Kampfe anfielen, wo Jeder den Andern zu verschlingen suchte, um der Einzige zu bleiben. Hätte er es angesehen, wie sie am Boden sich über einander herwälzten, nimmer hätte er zu sagen vermocht, welcher von Beiden es eigentlich war, der nun oben, nun unten lag. Wie ein paar reißende Thiere zerrten sie sich mit Krallen und Zähnen. Ein unglücklicher Griff brachte jetzt den zur Erde gefal-

lenen Dolch unter die Hand des einen Kämpfers; ein unglücklicher Stoß jagte ihn in die Brust des andern. — In Blut und Todesröcheln strömte sein Leben hin.

3.

Auf der Favorite bei Mainz war das lustige Gewühl eines schönen Sommerabends. Alle Tische vor Markisio's Kaffeehause waren mit Gästen umgeben; die östreichische Regimentsmusik beherrschte mit ihren meisterhaft ausgeführten Harmonieen das geschäftige Sumsen der geschäftslosen Menge. Zuweilen erschallte in dies Halbgetöse ein kräftiger Schifferfluch von einem unten vorbeiziehenden Rheinfloß, oder ein lustiges Posthorn auf der Brücke, oder ein Pelotonfeuer aus der Kostheimer Schanze drüben, wo Rekruten exercirt wurden.

In einer Ecke des Vorsprungs, die Carthause genannt, wo das Auge den Zusammenfluß des Mains und Rheins und die breite Masse des Letzteren zwischen Mainz und Kassel bis Biberich hinunter mit einem Blicke faßt, saßen vom übrigen Gedränge etwas abgesondert, zwei preußische Officiere und ein Arzt aus Mainz. Sie sprachen — wovon sprach damals die ganze Welt? — Nun, von den Pariser Juliustagen. Auch von den Berliner Kriegsnachrichten sprachen sie, und von den Frankfurter Bundestagsprotokollen, welche man doch

nun, Dank sey es dem weisen Carl X. und seinem noch weiseren Polignac, wenigstens zu Patronen verbrauchen könnte. —

„Was gilt die Wette!" sagte der Lieutenant, „in einer Woche heißt es: Marsch! — in einem Vierteljahr brummen unsere Kanonen auf dem Mont-Martre!"

„Zu Weihnachten," fiel der Hauptmann lachend ein, „bringen wir den schönen Pariserinnen zweimalhunderttausend schmucke Puppen in preußischer Uniform zum Christmarkt!"

„Ja, und heute übers Jahr," setzte der Doctor im nämlichen Tone hinzu, „blasen die französischen Spielleute uns hier die Parisienne vor, und unsere Mädchen tanzen mit ihren schwarzbärtigen Grenadieren und mit der mobilen Nationalgarde um die dreifarbige Fahne."

„Doctor!" sagte der Lieutenant, „Ihr seyd und bleibt doch ein heilloser Jacobiner!"

„Sollt' ich meinen Glauben verläugnen?" antwortete Jener. „War doch mein Vater ein eifriger Clubbist. Wie der Vater des jetzigen Königs der Franzosen, verwandelte ich meinen Namen Philipp in den glorreichen Namen Egalité. Zu meinem fünften Geburtstag erhielt ich ein wunderschönes dreifarbiges Jäckchen, und bis ins Jahr 1813 habe ich die dreifarbige Kokarde getragen und angebetet."

„Ich glaube wahrhaftig," sagte der Hauptmann — „Ihr möchtet das goldene Kalb noch einmal adoriren. Aber auf Ehre! dazu kommt es nicht, und aus dem Kriege wird leider Gottes auch nichts. — Dahin lassen es die weisen Väter des Vaterlandes" — er zeigte nach der Gegend von Frankfurt hin — — „nicht kommen."

„Ja," sagte der Mainzer, „wenn die gefragt werden. Die haben es freilich noch zu nichts kommen lassen."

„Kein Krieg?" schrie der Lieutenant, und dann rief er einem stattlichen Stabsofficier, der vom Kaffeehause her, zu ihnen kam, entgegen: „Sagen Sie doch, lieber Onkel, wie viel Märsche brauchen wir nach Paris? Sie sind ja zweimal dort gewesen."

„Ich könnte wohl," sagte der Oberst, „Dir die Antwort geben, welche Karl der Fünfte auf eine ähnliche Frage von einem Franzosen erhielt: Zwölf Tage; aber Bataillen-Tage."

Der Lieutenant wollte etwas erwiedern, aber der Hauptmann kam ihm mit der Frage an den Obersten zuvor: „Sagen Sie uns doch lieber: wer war der alte vornehme Herr, den Sie dort an seine Droschke begleiteten? Er sah aus, wie eine fürstliche Person."

„Das ist er auch, und zwar der regierende Herzog von **, mein alter Gönner aus dem Revolutionskriege her, wo er mein Chef war.“

„Regierender Herzog?“ — wiederholte der Doctor. „Wie ist mir denn? der alte Herr soll ja“ — er deutete auf die Stirn — „etwas wunderbarer Gemüthsart seyn?“

„Leider wohl!“ versetzte der Oberst. „Er leidet schon seit zwanzig Jahren an einer seltsamen Gedächtnißschwäche und tiefen Melancholie. Sein ältester Sohn kam in einem Duell mit einem französischen Grafen um's Leben. Es war eine traurige verwickelte Geschichte. Der rechte Zusammenhang ist nie bekannt geworden. Von dem Augenblick an wurde der Herzog tiefsinnig. Er zog sich ganz von der Welt zurück, vergaß Namen, Jahreszahlen, Personen, Alles! Selbst auf den Namen des gestorbenen Sohnes konnte er sich nicht mehr besinnen. Man hoffte von einem Jahre zum andern. Vergebens! Geist, Witz, Regierungstalent, Liebenswürdigkeit, Alles war hin.“

„Wie kann er denn aber regieren?“ fragte der Hauptmann.

„Nun, sie haben allerlei Einrichtungen getroffen. Für total unfähig war er nicht zu erklären; er hatte manchmal lichte Perioden, die auch Monate lang anhielten. Er blieb dem Namen nach Regent, und sein Bruder übernahm die Geschäfte.

Als der starb, war der zweite Sohn, der jetzige Erbprinz, herangewachsen. Und zum Glück hatten sie nach einander ein paar tüchtige Minister. Jetzt ist der Geheimerath von Glernau der eigentliche faiseur. Der Herr, welcher neben dem Herzog ging, ist sein Bruder, Oberkammerherr oder Hofmarschall."

„Es war ja noch einer dabei; ein junger schlanker, blasser Mann, Officier, wie es schien."

„Das ist ein Baron Soltar, Adjutant des Prinzen Arnold."

„Er sah aus wie eine Leiche."

„Dazu hat er auch vollgültige Ursache!" versetzte der Oberst lachend. „Er ist nämlich vor ganz kurzer Zeit umgebracht worden."

„Umgebracht?!"

„Mausetodt!" wiederholte der Oberst, indem er seine hoch aufhorchenden Zuhörer der Reihe nach mit einem triumphirenden Lächeln ansah. — „Ja, Doctor! Was sagt Ihr dazu? Wenn alle Eure Todten so umherspazierten und Euch Besuche machten? Es gäbe ein hübsches Regiment? Nicht wahr?"

„Aber erklären Sie uns doch."

„Aha! Ihr möchtet das Kunststückchen lernen? Nun hört, Euern Patienten wäre am Ende wenig damit gedient, wenn sie nach ihrem Tode so bei quasi lebendigem Leibe herumwandeln müßten!"

Nach einigen Späßen ähnlicher Art erzählte der Oberst, von seinem ungeduldigen Auditorium gedrängt, wie der junge Baron Soltar nach dem Tode seines Onkels und aller seiner Vettern, deren einer im russischen Krieg verloren gegangen, sich als den einzigen Erben des Soltarschen Vermögens angesehen. Ein Testament habe der alte Baron nicht machen wollen, weil er hartnäckig immer noch auf die Heimkehr des Sohnes gewartet. Vor einem Jahre sey der Vater gestorben — es sey eine Citation an den Verschollenen erlassen, pro forma; denn man habe für gewiß gehalten, daß Jener an der Berezina umgekommen. Bis zu Ende der Frist habe nur noch ein Monat laufen sollen.

„Nun stellt Euch den Teufelsspuk vor!" setzte der Oberst seine Erzählung fort, „kommt vor vierzehn Tagen aus London ein Paket Briefe an das Ministerium, an das Oberlandesgericht, an — Gott weiß, wen! — worin der Verschollene seine glückliche Heimkehr meldet, seine Abentheuer erzählt — fünf Jahre lang haben die don'schen Kosaken ihn festgehalten (o, es sollen trotz aller Nachforschungen noch Tausende dort sitzen geblieben seyn!). Endlich entwischt er, und kommt nach Constantinopel — — —"

Der Oberst erzählte nun hier auf der Favorite die nämliche Geschichte, welche in Algier den Grafen Villaret in Erstaunen versetzt hatte, und schloß mit den Worten: „Zehn Jahre noch, zwanzig —

sein ganzes Leben hätt' er im Bagno von Algier versauern können! — Da muß der Teufel den Dey reiten, daß er dem französischen Consul einen Schlag mit dem Fächer über's Ohr pfeift. General Bourmont muß bei Waterloo überlaufen, damit er fünfzehn Jahre später Algier erobern kann; — er muß unter anderen Sclaven den Baron Soltar befreien — Baron Soltar kommt eben vor Thorschluß nach London, und sein Vetter kommt um die reiche Erbschaft, die er schon zwischen den Zähnen hatte. — Wenn das nicht ein wahrer Todtschlag, wenn das nicht schlimmer als Todtschlag ist, so weiß ich nicht, wie man es nennen soll."

„Ist das Vermögen denn bedeutend?"

„Eine kleine, angenehme Erbschaft von plus minus hundert und fünfzig Tausend Thälerchen."

„Den verdammten Algierer!" rief der Lieutenant aus, „schlüg' ich doch auf Ehre todt! — Einmalhundert und fünfzig Tausend Thaler!"

„Ja," sagte der Oberst, „wenn man Alles zusammennimmt, ein Haus in der Residenz, ein wahres Hotel! — ein prächtiges Gut, zwei Stunden von der Stadt; — Capitalien, Papiere — himmlische Papiere! — so kommt eher mehr als weniger heraus. Der Hofmarschall hat mir eben Alles haarklein vorgerechnet."

„Ist denn der Pirat, der Algierer, schon an's Land gekommen?"

„Er wird mit jedem Tag erwartet. — Der alte Herzog macht noch jährlich eine kleine Sommer-Reise; da hat der Hofmarschall aus reinem Erbarmen den jungen Soltar mitgenommen. Ihr könnt denken, wie das arme Blut desperat ist!"

„Um die Wände hinanzuklettern!" rief der Hauptmann.

„Obendrein soll er in Aussicht auf die liebenswürdige Erbschaft im Begriff gewesen seyn, dieselbe einer schönen, prächtigen Gräfin mit dem Trauring an die niedliche Hand zu stecken. — Bauz! kommt der Seehund aus Afrika, und die ganze Pastete zerläuft wie ein Schneeball an der Märzsonne. — Was sagt Ihr, Doctor?"

„Daß ich lieber dreimal an der Cholera sterben, als eine solche Vetters-Heimkehr erleben möchte."

„Aber ist denn die Geschichte ganz ausgemacht?" fragte der Hauptmann; — „wäre nicht ein Betrug möglich?"

„Schwerlich. In den Briefen sind unverkennbare Zeichen der Aechtheit; genaue Angaben von Familienverhältnissen; die Handschrift ist anerkannt. Dann beruft er sich auf — ich glaube, den General Bourmont selbst, der ihn in Rußland gekannt; — das muß auch noch dazu kommen."

„War denn Bourmont mit in Rußland?" fragte der Lieutenant.

„Gewiß!“ versetzte der Oberst. „Ich selbst, wie ich als Kourier nach Moskau geschickt wurde, hab' ihn dort gesehen. Er war adjutant commandant, und stand mit den Baiern und Spaniern im Gallitzinschen Hause, an der Straße von Moskau nach Moschaisk. — Nun also, den hat er schon einmal für sich, dann hat er französische Officiere; beruft sich auf den **schen Gesandten — auf Briefe, Atteste — und, was weiß ich? auf tausend Dinge.“

„In jedem Fall,“ sagte der Doctor, „wird er sich legitimiren müssen.“

„Allerdings wird er. Aber, wenn es auf Hunderttausende ankommt, da weiß man die Documente wohl aus dem Busche herauszuklopfen. — He? Spielen die Oestreicher da nicht wahrhaftig die Parisienne? — Vor dreißig Jahren spielten unsere Leute vom Regiment Thadden dort unten die Marseillaise! — Was man doch alles für Geschichten erlebt! — Ich sage Euch, Kinderchen, es geht nirgends so toll her, als in der Welt.“

„Ja!“ lachte der Doctor, „kommen Sie erst [illegible] Mainz! dagegen ist die Welt nur ein Ar-[illegible]nderstübchen.“

Sie standen auf; der Lieutenant mit dem Ausruf: „Einmalhundert und fünfzig tausend lebendige Thaler! Auf Ehre! Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder glauben!“

4.

Der Schulze Staring saß in der besten Stube seines ansehnlichen Bauernhauses bei hellbrennender Lampe, und berieth sich mit seinem Schwager, dem Küster, in sonntäglicher Muße über den Zustand der europäischen Angelegenheiten. — Die beiden Frauen waren in der andern Ecke des Zimmers über ihren Gesprächen von Hauben, Kindtaufen und Garnbleichen eingeschlafen, während die Männer von der Sorge für die höhere Politik wach erhalten wurden.

„Ja, die Pariser!“ sagte der Schulz, indem er die Zeitung zusammenlegte — „das sind Leute, vor denen man Respect haben muß! Die haben uns gezeigt, wie man es anfängt, eine schlechte Regierung in drei Tagen über'n Haufen zu werfen, trotz ihrer Kanonen und Cavallerie — das ist ein Beispiel! — Nun mögen unsre großen Herren sich nur in Acht nehmen, daß wir sie nicht klein machen!“

„Was meinst Du damit?“

„Glaubst Du etwa, die Pariser Revolution wäre nur so ein Puppenspiel, wo jeder Zuschauer nach Hause geht, wenn Hanswurst todt ist? — Gib mal Achtung auf den Halloh in Deutschland. Du siehst ja, wie es schon zu spuken anfängt.“

„Bewahr' uns der Himmel!“

„Ja, so sprecht Ihr feigen Memmen alle, die Ihr bis am Hals im Wasser steckt, und keine Courage habt, Euch mit einem frischen Ruck auf's Trockne zu bringen. Jetzt heißt es: Landstände heraus! — den dreizehnten Artikel der Bundesacte lebendig gemacht! Und freien Verkehr durch ganz Deutschland! Oder Euch sollen die Schloßthürme über den Köpfen wackeln!" —

„Ja, das verdammte Mauthwesen! Wenn sie das nicht abschaffen — so können sie hunderttausend Mann in jeder Residenz aufstellen — eines schönen Abends kommt doch der Teufel vor die Paläste gefahren, und packt sie auf seinen großen schwarzen Wagen."

„Mir scheint" — sagte der Küster, welcher die frechen Reden seines demagogischen Schwagers mit einiger Verzagtheit anhörte — „der Teufel käme vorläufig zu Dir — Sieh doch, was draußen für ein Donnerkasten anrumpelt."

Man hörte das Gequäk eines verblasenen Posthorns und das Rollen eines Wagens, welcher vor'm Hause hielt. Eine barsche Stimme fuhr den Postillon an: „ich sagt' es Dir wohl vorher, daß wir uns im Holz verirren würden."

Der Postillon brummte etwas entgegen, während ein langer Mann aus der kleinen unansehnlichen Postkalesche sprang, und auf das Haus zuging, wo der Schulz den nächtlichen Gast am Thor erwartete.

„Da hab' ich wohl einen hübschen Umweg gemacht" — sagte der Fremde — „um nach Herborn zu kommen?"

„Ein Stündchen ist's freilich" — versetzte der Schulz mit der Hand an der Mütze — „Aber wie hat der Postillon so verkehrt fahren können. Sie kommen ja wohl von Drosselbach herüber?"

„Ein dummer Bursch, der erst seit drei Tagen auf der Poststation ist. Es war kein Anderer zur Hand. Wo bin ich denn?"

„In Rehweiler. Aber wollen Sie nicht hereinspazieren?"

Vom Wagengerassel und Anschlagen des großen Haushundes waren die Frauen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Sie sahen mit dem Küster neugierig der neuen Erscheinung entgegen; doch hielten sie sich in ehrerbietiger Entfernung, denn nach dem gnädig freundlichen Gruß, womit der Fremde hereintrat, mußte er etwas Vornehmes seyn. Der militairische Anstand ließ wenigstens auf einen General schließen.

Kaum aber hatte der Schulz beim hellen Lampenschein seinen Besuch in's Auge gefaßt, als er überrascht einen Schritt zurücktrat. Er öffnete den Mund zu einem Ausruf; doch ehe sein Erstaunen das rechte Wort fand, kam der Fremde ihm mit der Frage zuvor:

„In Rehweiler? — Nun, das hat sich denn seit meiner Abwesenheit, wie alles Andere, mächtig verändert. — Dies Haus wenigstens stand vor zwanzig Jahren nicht. — Und Ihr?" —

„Wenn Sie wirklich der sind, wofür ich Sie halte, so werden Sie mich auch schon wieder erkennen. Ich müßte mich denn mehr verändert haben, als Sie — Schau doch, Marie, wer ist der Herr?"

„Ihr seid Paul Staring!" sagte der Fremde.

„So gewiß, als Sie der todte Baron Soltar sind! — nämlich der, den wir Alle für todt gehalten — Nein! daß Sie auch noch wieder kommen mußten! — Auf den ersten Blick hab' ich Sie erkannt. — Seit acht Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Und noch vor einer Stunde sagt' ich zu meinem Schwager — komm doch her, Franz! — Kennen Sie den Franz Biegel auch noch? — sagt' ich, mich soll doch wundern, wann der Baron kommen wird! — Das ist meine Schwester Susanne — und hier meine Frau — wissen Sie noch? — Marie Benack — der Vater hatte ja Ihre Mühlen auf Breda in Pacht?"

Die Frauen und der Küster näherten sich mit etwas verlegenen Begrüßungen, denen jedoch ihre treuherzige Freude über das Wiedersehen des so lange Verschollenen jeden Anstrich von Lächerlichkeit benahm. Auch wäre dem Baron das kleinste Lä-

cheln hierüber in diesem Augenblick unmöglich gewesen. — Welches Herz wäre so kalt, nach zwanzig Jahren Abwesenheit, einem freundlichen Willkommen in der Heimath den eisigen Schild lieblosen Spotts entgegen zu halten?

Nachdem sich der erste Aufruhr des Verwunderns, Erkennens und Betrachtens gelegt hatte, brachte der Baron den Weg nach Herborn wieder zur Sprache.

„Sie werden doch heute Nacht bei uns vorlieb nehmen?“ — rief Staring. — „Es wäre mir ja ein ewiger Schimpf, wenn Sie mein Haus verachteten.“

„Gewiß nicht, lieber Paul!“ — versetzte der Baron — „Wie viel Nächte hab' ich im Hause Eures Vaters geschlafen, wenn ich von der Jagd kam. Und ich werde mir hoffentlich noch manches Nachtquartier von der kleinen Marie ausbitten — ein Ding von vier Jahren war sie, als ich nach Rußland zog. Aber heute, lieber Nachbar, ist es unmöglich. Ich muß den Major — Nicht wahr, Herborn ist Major?“ —

„Major und Jägermeister, und mein verehrter Kirchenpatron“ — sagte der Küster, welcher schon lange nach der Gelegenheit gezappelt hatte, sein Wort in das Gespräch einzuschieben.

„Ich muß ihn nothwendig sprechen, und kann nicht früh genug zu ihm kommen. Ihr begreift,

daß ich eine Menge Dinge zu fragen und zu bereden habe. Und Niemand anders als er, kann mir die nöthige Auskunft geben."

Nach einigen wohlgemeinten Widerreden mußten die Hausleute nachgeben. Aber die Ehre, den auferstandenen Baron, seinen Herrn Nachbaren, wie er ihn nannte, selbst zum Jägermeister zu bringen, ließ der Schulze sich nicht nehmen. — Der Postillon wurde verabschiedet; Staring rief seinem Hans zu, die jungen Braunen anzuschirren, das neue Wäglein herauszuschieben — Er selbst, während die Frau aus Küche und Keller auftrug, ging hinaus, Hand anzulegen, und kam bald darauf mit einem Mantelsack von mäßigem Umfang wieder herein.

„Ist das Ihre ganze Bagage, Herr Baron?"

„Ja, mein Freund — Wer, wie ich, den Kosaken und Seeräubern entlaufen ist, pflegt keine großen Schätze und Koffer mit zu bringen. Ihr habt doch von meinen Abentheuern gehört?"

„Was wollt' ich nicht! — Ja, Sie haben was erlebt! — Na, mit den Schätzen hat es gute Wege. Sie finden zu Hause genug. — Aber, da fiel mir draußen ein — was ist denn aus dem Otto geworden?"

„Otto?"

Eine finstere Wolke zog über des Barons Stirn.

„Sie wissen wohl? — Otto Ratlos, der mit Ihnen fortzog — nichts für ungut. Der wilde Bube ist wohl verdorben und gestorben?“

„Wir haben Gefangenschaft und Abentheuer redlich mit einander getheilt — Und der wilde Bube hat mir dreimal das Leben gerettet.“ —

„Ja, brav war er; aber ein böser Teufel!“

„Bis nach London sind wir zusammen gekommen. — Dort ist er verschwunden.“ —

„Was Sie sagen! In London?“

„Wahrscheinlich ist er dort in eines der Spielhäuser gerathen; sie werden mit Recht Höllen genannt. — So mancher, der hineingeräth, kommt nicht wieder heraus.“

„Ja, ich habe davon gehört. Also doch zur Hölle gefahren? — Na, Gott hab' ihn selig. Ich dachte immer, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen würde.“

Zur sichtlichen Erleichterung des Barons, welchem diese Wendung des Gesprächs nicht die angenehmste seyn konnte, fuhr der Wagen vor. Staring selbst nahm die Zügel. — Die muntern Braunen zogen auf den Peitschenknall lustig an; das leichte Fuhrwerk rasselte vom Hof, die Dorfstraße hinunter, zum Wald hinein.

Das Gespräch zwischen den beiden ehemaligen Spielkameraden fand so viel Stoff in Vergangen-

heit und Gegenwart, daß die Hälfte des Weges ihnen wie im Fluge verschwand.

Als sie mitten im Wald über eine steinerne Brücke fuhren, drehte Paul sich gegen den Baron um —

„Wissen Sie denn hier auch noch Bescheid? — Der Bach läuft nach Ihren Mühlen hinunter — und macht hier die Gränze zwischen Breda und Herborn."

„O, ich kenne noch jeden alten Baum. Hier muß rechts die Blöße kommen, wo man nach dem Jagdschloß durchsieht."

„Nach dem Jagdschloß? — Ja wohl, das verteufelte Jagdschloß! — Also, das haben Sie doch auch nicht vergessen? — Ich glaub's wohl."

Es lag in dem Ton dieser Worte etwas Auffallendes, und Staring sah den Baron dazu mit einem listigen Blick an, welcher seinem vom eben aufgehenden Mond hell beleuchteten Gesicht einen gar wunderlichen Ausdruck gab. — Er wollte noch etwas hinzu fügen, verschluckte aber das Wort, holte tief Athem, und fuhr schweigend weiter.

„Da liegt es!" — sagte er nach einer Pause, und zeigte mit der Peitsche hinüber, wo ein weißes Gebäude durch die Stämme blickte. Dann hieb er auf die Pferde, als ob er aus der Gegend fortzueilen wünschte. — Büsche und Bäume, Schatten und Lichter flogen an dem Wagen vorbei, dessen

Rasseln weit durch den Wald hin klang — Allmählig aber wurde der Weg so holpricht, daß langsam gefahren werden mußte.

„Hier ist eine böse Stelle!" — sagte der Baron.

„Ja wohl, eine böse Stelle!" — erwiederte Paul — „Na, ihr Gänseköpfe! Was sticht euch an!" — brummte er den Pferden zu, welche stutzten, und ängstlich aus dem Wege drängten. — „Es ist doch immer, als ob die Bestien den Platz witterten!" —

„Sie fürchten sich vor der hohlen Eiche" — sagte der Baron.

Nicht gar weit vom Wege stand im Dickicht ein abgestorbener kahler Baum, der mit seinem weißschimmernden vermorschten Stamm und den nackten knotigen Aesten wie ein Riesengespenst über den Wald emporragte.

„Ja! ja!" — sagte Staring im nämlichen Tone wie vorher — „'s ist wunderlich genug! Was meinen Sie?"

„Wie so?"

„Kennen Sie den Platz nicht mehr? — den Platz?"

„Nun ja, ich kenn' ihn wohl. Es ist die alte Mahl-Eiche!"

„Hm! — Sie sind mit Napoleon in Rußland gewesen; haben Moskau brennen und ein

paarmalhunderttausend Mann erfrieren sehen — Nachher Constantinopel und Algier — Da vergißt und verwischt sich dergleichen. — Aber unser eins, der immer auf seiner Hufe gehockt, und nichts dergleichen erlebt hat, kommt so leicht nicht davon los. — Weiß der Henker! ich reite so oft des Weges, weil ich nach dem Amte hier durch muß — sonst thät' ich es auch nicht — Aber mir wird immer elend zu Muthe, wenn ich den verhexten Baum seh. — Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr?"

Er bog sich vertraulich an den Baron heran, und flüsterte ihm in's Ohr: „Dort haben wir sie ja beigesteckt."

Der Baron fuhr zurück: „Wovon sprichst Du?" — Dann faßte er sich, und murmelte: „nun freilich."

„Aha! Kommt es Ihnen? — Es ist wahr — eigentlich dürfen wir selbst unter einander nicht davon reden. Es war eine Teufelsgeschichte. Und wenn ich Nachts nicht schlafen kann, steht mir immer die arme blasse blutige Person vor Augen!"

Der Baron platzte mit zornigem Tone wieder heraus. „Ich verstehe Dich nicht."

„Ja, ich weiß schon. Am besten ist es, solche Dinge zu vergessen — wenn man nämlich kann. Aber mir geht es, wie dem Fleck dort unter der Eiche. Es will und will kein Gras darüber wachsen; und ist doch nun fast zwanzig Jahre her."

Der Baron wollte etwas erwiedern, aber er bezwang sich. Staring schwieg auch, und trieb die Pferde an, sobald der Weg ebener ward. — Allmählig lichtete sich der Wald zu abgesonderten Holzungen mit dazwischen liegenden Wiesen und Aeckern aus — eine reizende Gegend, von Streiflichtern und Nebelduft lieblich erhellt und verschleiert. — Bei einer Wendung des Weges um ein Gebüsch, durch welches breite reinlich gehaltene Fußpfade, weiße Bänke und Brückengeländer schimmerten, blickte ihnen von einem Hügel ein stattliches Gebäude entgegen, blendend hell vom Mondschein übergossen. — Seitwärts lagen niedrigere Dächer, im tiefen Grund rauschte ein Mühlenwehr — Auf dem Thurme schlug es neun Uhr.

„Das heiß' ich gefahren!" sagte Staring — „Kaum eine Stunde!"

Es war das erste Wort seit der Eiche.

Der Baron saß noch eine Weile stumm, während der Wagen über die Brücke am Mühlenteich rollte, und dann langsam den breiten Fahrweg hinaufschlich, der sich im weiten Bogen um den Hügel zog.

„Ich bin doch recht neugierig" — sagte er endlich — „ob mein Freund Herborn mich auch so schnell wieder erkennen wird."

„Wie könnt' er anders! Solch ein Gesicht, wie Ihres, Herr Baron, gibt es nur eines. Näm-

lich, seit der Otto todt ist. — Das war eine Aehnlichkeit! Wie oft haben wir sie verwechselt! — Wissen Sie noch — den Spaß auf der Jagd, wo Einer von Ihnen den Müllleresel für einen Rehbock todt schoß? Der alte Förster hatte es gesehen. Nachher wollt' es Keiner gethan haben — und es war nicht heraus zu bringen. — Sagen Sie doch, wer hat den armen Esel auf der Seele?"

„Ich nicht!" — versetzte der Baron hastig. — „Hat denn Herborn sich gut erhalten?"

„Geht wohl an. Nur so schlank und flink ist er nicht wie Sie — Aber in der Jägermeister-Uniform sieht er aus wie ein kommandirender General."

„Jägermeister? — Sagte Euer Schwager nicht vorhin, Herborn wäre nach dem zweiten Feldzug aus preußischem Dienst getreten, als Major?"

„So hört er sich auch noch lieber nennen, als Herr Jägermeister. Aber sie sagen, er hätte die Stelle nicht ausschlagen können. Der Erbprinz wollte ihn durchaus am Hofe haben. — Sie wissen wohl, er war immer so gerade heraus. — Und da er nun bei den Landständen einer von den Ersten ist, so dachten sie, ihm ein Gebiß anzulegen. Aber es hilft doch nichts. Er spricht immer frisch von der Leber weg. Die Herren an der Regierung sind ihm auch falsch genug. — Aber im Lande, da heißt es: Vivat unser Herborn!" —

Der Wagen rollte in die Auffahrt — eine Meute bellender Hunde tobte um die Pferde — ein Bedienter sprang aus der weit offenen Thür die Treppe herunter. — Der Baron zögerte noch einen Moment, stieg dann ab, und eilte hinauf — — Die weite hohe Vorhalle, mit Flinten und Jagdgeräthen ringsum an den Wänden verziert, ward von zwei großen schwebenden Lampen taghell erleuchtet. — Aus einer Seitenthür trat ein rüstiger Mann im grünen Jagdrock. — Herborn war es.

Die Scene im Hause des Schulzen wiederholte sich hier unter anderen Formen. — Otto Soltar und Georg Herborn waren als die Söhne reicher Gutsnachbaren in gemeinschaftlichen Knabenspielen zu jugendlicher Freundschaft aufgewachsen. Ihre Lebensbahnen hatten sich zwar früh getrennt, da Georg schon in seinem zwölften Jahre in eine militairische Erziehungsanstalt eintrat, dann nach dem bald erfolgten Tode seines Vaters der Leitung eines in Pommern wohnenden Oheims anvertrauet wurde, und später seinen Weg im preußischen Heere versuchte. Aber die Erinnerungen aus der Kinderzeit übten auf Georgs treues Gemüth einen mächtigen Zauber; ihre Gestalten waren die eigentlichen Heiligenbilder und Schutzgöttinnen seines inneren Lebens. — Er feierte ein hohes Fest an diesem Abend, wo er den lang verlornen, todt geglaubten Spielkameraden auf eine wahrlich wun-

derbar zu nennende Weise wiederfand, ihn als einen Mann vor sich stehen sah — als einen Mann, der tüchtig vom Leben bearbeitet und geprüft, der jetzt aus der Kluft zwischen ihnen versunkener Jahre plötzlich wie eine Heldengestalt vor ihm emporstieg, und den er mit einem gewissen heimlichen Stolz betrachtete. —

Schwerlich gab es einen Menschen, auf welchen Otto nicht beim ersten Anblick einen ähnlichen Eindruck machte. Gaben sich auch nicht alle dieser Empfindung mit solcher Liebe hin, fühlten im Gegentheil manche, vielleicht die Meisten, sich von ihm mehr abgestoßen als angezogen, so mußten sie doch, selbst widerwillig, die geistige Macht, ja eine Art von Hoheit in ihm anerkennen; und das unverkennbar dämonische Wesen seiner Natur umfloß ihn wie ein Wetterschein, deren räthselhafter Gewalt auch der Gleichgültige, der Gegner, sich nicht ganz zu entziehen wußte.

Frau von Herborn machte in diesem Augenblick eine solche Erfahrung. Bei den Worten ihres Mannes: „Baron Soltar, der einzige Freund, welcher mir aus meiner Kindheit geblieben, und nun wieder gegeben ist!" — und bei dem Anblick der hohen imposanten Gestalt, des sonnenverbrannten wilden geistreichen Gesichts, mit den brennenden Augen und dem schwarzen Haarwurf, war ihr zu Muthe, als würde ihr ein prächtiger halbgezähmter

Tiger vorgeführt, den sie bewundern mußte, ohne ihm trauen zu können.

Anders war es mit einem jungen hübschen Blondkopf, welchen Herborn dem Freunde als seinen Neffen Alfred von Wenk vorstellte. Diesen hatten die kürzlich viel besprochenen Gerüchte von den Abentheuern des Barons aufs lebhafteste beschäftigt, und als er nun in dem Manne selbst so ganz das geträumte Phantasiebild wieder fand, galt er ihm, dem Voreiligen, der sich zum Bewundern wie zum Verdammen gleich schnell hinreißen ließ, zum wenigsten ein Halbgott.

Kein Schiffer, der seinem Handelspatron eine schon verloren gegebene Silberladung gerettet hat, kann fröhlicher und herzlicher empfangen werden, als Otto in dem Hause des Freundes. Das behagliche, mit allen Attributen des vollen Wohlstandes ausgestattete Wohnzimmer, wo die Hausfrau den Thee besorgte, und von ihrem Sopha aus zugleich eine Gruppe niedlicher Kinder regierte, war auch ganz das Bild eines sichern Hafens, in welchem ein umhergestürmter Seemann endlich zu Ruhe und Athem gelangen kann. Und Otto mußte das tiefer wie ein Anderer empfinden.

Bei dem allen fühlte die Gesellschaft sich in einer gar eignen Stimmung. Die Fäden, welche seit zwanzig Jahren zwischen Georg und Otto zwar nicht abgerissen, aber doch so locker geworden wa-

ren, daß sie wie schwebende Ranken im Winde flatterten, mußten erst durch allerlei Wirbel neu angezogen werden, um einen reinen Klang auszutönen.

Doch Otto selbst gab dem Gespräch, welches zu Anfang in abgelegenen Regionen umhertastete, die bestimmte Richtung, indem er mit einer wahrhaft liebenswürdigen Offenheit zur Frau des Hauses sagte:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich etwas befangen erscheine. Ich bin mir selber fast so sehr wie Ihnen ein Räthsel, das seine Auflösung von den nächsten Tagen erwartet. — Und wenn jeder vom Schicksal wild herumgeworfene Mensch nothwendig den Anstrich eines — Vagabunden bekommt, so fühle ich mehr als ein Anderer mich in einer unbehaglichen Lage, da ich mir sagen muß, daß meine Heimkehr manchen Leuten sehr unwillkommen seyn, mich in sehr verdrießliche Situationen verwickeln wird."

„In's Schwarze getroffen!" — sagte Georg — „Ihre Ankunft — Deine Ankunft versetzt die ganze Residenz in Aufruhr — Dein Vetter Raimund, der Sohn des Generals, steht im Centrum des Gewühls, und speit, wie ein Vesuv, Feuer und Flammen gegen Dich. Sehr verzeihlich. Ohne Deine Palingenesie war Er der Herr des Soltarschen Nachlasses. Wer läßt sich einen solchen Schatz gleichgültig entreißen? Lächerlich aber ist es, daß

er an Deine Auferstehung, an die Wahrheit Deiner Person nicht glauben will. Er sucht sich und alle Welt zu überreden, Deine wunderbaren Schicksale, Deine Briefe, Deine Heimkehr — alles sey Lüge — er aber werde den Betrüger schon entlarven."

„Das hab' ich mir schon längst vollkommen deutlich ausgemalt" — sagte Otto. — „Es ist natürlich, ist nothwendig, ist der Schrei des Egoismus, welcher die Welt und jeden Einzelnen regiert. Aber ich werde ihn zu überzeugen, zu versöhnen wissen."

„Das wird schwer halten, denn mit Deiner Ankunft wird ihm nicht nur das, was er schon zu besitzen glaubte, entrissen, sondern auch die Lieblingshoffnung seiner Zukunft zerstört."

Auf die Erkundigung nach der Bedeutung dieser Worte, erfuhr Otto, daß sein Vetter Raimund von der ganzen Residenz schon als der erklärte Verlobte der schönen Gräfin Josephine von Dolm betrachtet worden sey, welche aber nach der nun so plötzlich eingetretenen Katastrophe schwerlich geneigt seyn möge, ihre hohen Ansprüche zu der beschränkten Lage eines unbemittelten Rittmeisters herabzustimmen."

„Aber wenn sie ihn liebt?" — sagte Otto.

„Das Wort fehlt im Lexikon ihrer Begriffe" — antwortete Frau von Herborn — „Und in der Schule, welche sie gemacht hat, konnte sie es auch

nicht verstehen lernen. Ihr verstorbener Mann — sie ist nämlich eine ganz junge Wittwe — war **scher Gesandter in . . . Sie kennt nur die Freuden und Thorheiten der großen Welt, lebt nur in den Ideen von Herrschaft, Einfluß, Connexionen, und ist — —"

„Summa Summarum" — fiel Alfred ein — „eine Frau ohne Herz, und die ärgste Kokette, welche das ganze Männergeschlecht als ihre Sclavenhorde betrachtet."

Der Streit, worin diese Behauptung ihn mit Frau von Herborn verwickelte, gab dem Gespräch eine andere Richtung, welche sich nun bald auf Otto's wunderbare Erlebnisse wendete.

Die geistreiche Erzählung derselben erwarb ihm die Aufmerksamkeit und die Herzen der Zuhörer. Gern hätten sie noch mehr davon erfahren, und ihm das genaueste Detail abgefragt. Er lenkte aber in die vorige Bahn ein, indem er ihnen zu bedenken gab, wieviel ihm daran gelegen seyn müsse, das unsichere Terrain, auf welchem er jetzt zu agiren habe, so genau als möglich kennen zu lernen. Als er den Major bat, ihn mit den Hauptfiguren desselben bekannt zu machen, versetzte dieser:

„O, die Gemäldegallerie ist bald abkonterfeit. Eine kleine deutsche Residenz ist, wie Du weißt, das Echo des Hofs, um welchen sie sich dreht, wie ein blindes Pferd, das seinen Thon knetet. — Mit

Nummer Eins anzufangen, so ist unser alter Herzog leider keine Eins, sondern eine Null."

Er berührte die traurige Begebenheit, welche den alten trefflichen Herrn um seine geistige Existenz gebracht, und sein ganzes Leben auf ein dumpfes Vegetiren reducirt hatte.

„Und doch" — fiel Alfred ein — „wär' es tausendmal klüger, wenn der alte Herr & Compagnie, nämlich der Geheimerath Glernau ungehindert regierte, als daß nun auch der Erbprinz sein ungares Gebräu hineinmischt, und die Unterthanen mit dieser Brühe vergiftet. Der alte Herr hat doch selbst in seiner Geistesdunkelheit gewisse Anwandlungen von Verstand. Dagegen ist die sublime absolute Klarheit, worin Prinz Ferdinand sich zu bewegen meint, die offenbarste Mondfinsterniß eines mondsüchtigen Tropfs."

„Ich bitte Dich, Mathilde" — sagte Herborn zu seiner Frau — „stopf' ihm das unmenschliche Lästermaul! — Du weißt, daß ich schon längst geschworen habe, mich weiter auf kein Hahngefecht mit ihm einzulassen."

Mathilde vollzog den Auftrag mit einer Laune und Geschicklichkeit, welche Otto in der kleinen, blassen, ruhigen Frau nicht gesucht hätte; und zwang den Rebellen endlich zur Unterwürfigkeit, die er jedoch nur mit der Reservation gelobte, daß er sich in Beziehung auf die ferner Revüe

passirenden Galleriefiguren das Protokoll offen behalte.

Ueber den Geheimenrath Glernau, nach welchem Otto nun fragte, wollte Herborn ein entscheidendes Urtheil nicht aussprechen. Als Mensch freilich sey er ein so ausgearbeiteter Egoist, daß er gar nicht einmal fähig sey, sich auch nur einen Augenblick in die Lage eines Andern zu denken; auch habe man aus dessen Munde noch kaum eine Phrase gehört, die nicht mit: Ich bin — Ich will — Ich habe gesagt — Ich behaupte — Das weiß Ich am besten — Das hab' Ich vorausgesehen — angefangen hätte.

„Ja" — fiel Alfred ein — „nicht zu vergessen: „„Ich und Lord Castlereagh!"" Seitdem er in Wien oder Paris einmal eine halbe Stunde im Vorzimmer des hochmüthigen Engländers gewartet, sagte er nicht anders, als: Ich und mein Freund Castlereagh! — Und als der Freund sich den ministeriellen Hals abgeschnitten, ließ er es an allen Gassen-Ecken verlauten, und beinahe in die Zeitungen setzen: „„Wär' Ich in London gewesen, so hätte mein Freund Londonderry den dummen Streich nicht gemacht!""

Alfred ward „zur Ordnung" gerufen — und Georg fuhr über den Minister fort: Als Staatsmann sey er ein Chamäleon, dessen Zeichnung nicht leicht gelinge, weil heute bei ihm für schwarz

gelte, was er gestern als weiß beschworen. Kenntnisse, Erfahrung, Gewandtheit könne man ihm nicht absprechen. Er wisse sich in alle Situationen und besonders in die gegenwärtige Zeit zu schicken. Trotz seiner Neigung zum Absolutismus sehe er klar ein, daß man von oben herab zur rechten Zeit Concessionen machen müsse, und der Fürst, welcher sich nicht redlich zu seinen Unterthanen halte, über kurz oder lang zu Grunde gehen werde.

„Er arbeitet" — sagte Georg — „mit allen Kräften auf die Umgestaltung unserer veralteten Verfassung los. Und das ist es, was uns hier, wie überall Noth thut. Denn die Sachen stehen bei uns zu Lande so schlecht, als irgendwo in einem der acht und dreißig Bundesstaaten." —

„Nun" — rief Alfred — „Das ist doch einmal ein redlich wahrer, obgleich noch zart genug ausgesprochener Satz. — Ich bitte um's Wort, liebe Tante" — sagte er zu Mathilden, welche ihm mit dem Finger drohete — „und will diesmal gar kein ehrenrühriſches Factum, sondern nur die Prophezeihung vorbringen, daß wir, wenn es im bisherigen Schlendriansholweg fortgeht, einem Aufstand entgegen stolpern. Glernau mag ein kluger Mann seyn — aber er hat kein Herz für die Interessen des Landes, dem er stets fremd geblieben ist, und er hat nicht den Muth eines Staatsmannes, der sowohl dem Volk als auch der Camarilla

imponiren soll. Vom Erbprinzen red' ich nicht. Wenn der zu exerciren und Ranglisten zu rectificiren hat, so ist er versorgt. — Aber wagt Glernau wohl, dem Prinzen Arnold die Spitze zu bieten? — Und giebt es — (zwar in der Miniaturgestalt eines kleinen deutschen Prinzen) einen ärgern Tyrannen, als diesen Zaunkönig, der sich ein Adler dünkt? — Und wie ist er umgeben? — Der Rittmeister Soltar — Ihr Vetter, Herr Baron, nehmen Sie es nicht übel! — ist ein Ultra, der sich neben Polignac sehen lassen darf. Der Hofmarschall, des Ministers Bruder, ein Geck, ein Adept, welcher sich für den einzigen letzten Typus eines deutschen Edelmanns hält, der sich als die Blume der Ritterschaft im Wiederscheine seiner Herrlichkeit bespiegelt, und mit unsichtbaren Fäden die ganze Welt so zu lenken glaubt, wie er seinen Troß Hoflakaien mit sichtbarer und fühlbarer Arroganz regiert —"

„Alfred!" — drohte Mathilde.

„Ich sage kein Wort zuviel — und citire sogleich ein eclatantes Beispiel, wogegen Sie nichts einwenden werden. Glaubt der alte Narr nicht, die Gräfin Dolm zu leiten, daß sie keinen Schritt rechts oder links ohne seinen gnädigen Wink thue? Und wie führt sie den Hasenfuß am Narrenseile! Unter der Maske demüthiger Verehrung des hohen Herrn macht sie doch mit ihm was sie will. — Hat sie es nicht gegen Alma bewiesen? — Durch

den Hofmarschall bringt sie es dahin, daß der Geheimerath das arme Kind nicht adoptiren darf. Sie ist doch nun einmal seine Enkelin. Er liebt sie; er thät' es gar zu gern. Er darf nicht — Warum? — Weil der Hofmarschall es ihm verbietet. Warum verbietet es der Hofmarschall? — Weil die Gräfin ihm das befiehlt. Warum befiehlt sie es? — Weil sie Alma unermeßlich haßt. Und darin hat sie Recht. Denn träte Alma erst einmal im Glanze einer anerkannten Tochter des Ministers auf, so wär' es mit der Herrlichkeit der Gräfin Josephine so rein aus, wie mit dem Schimmer eines Nebelsterns, wenn die Sonne aufgeht!" —

„Wer ist Alma?" fragte Otto, nachdem Mathilde den eifrigen Redner zum Schweigen gebracht hatte.

Er vernahm jetzt eine Geschichte, welche vor langer Zeit in der Residenz viel Aufsehen gemacht hatte, und, wie ein übel gedämpftes Feuer unterm Aschenberg, in ihrer Folge noch fortbrannte. Alma war diese Folge. Ihre Mutter, die Tochter des Geheimenraths Glernau, übertraf an Schönheit, Geist und Eigensinn alle ihre Gespielinnen. Sie mißhandelte alle ihre Anbeter, und spottete der albernen Schwäche, welche von anderen Thörinnen Liebe genannt wurde. Einem französischen General war es vorbehalten, ihr zu beweisen, daß solcher Hohn nicht unbestraft bleibt. Seine Liebenswür-

digkeit besiegte ihren Stolz; an der Gluth seiner Leidenschaft schmolz ihre Strenge. Sie war von dem Gipfel ihres eiskalten Hochmuths, in den Krater eines an Wahnsinn gränzenden Sinnentaumels hinabgestürzt, ehe sie nur Zeit gehabt hatte, der gewaltsamen Verwandelung inne zu werden. — Eine plötzliche Dienstreise entfernte den Geliebten. Wenig Stunden nach Empfang des Befehls mußte er schon fort. Er hoffte, in einigen Wochen zurückzukehren. Dann sollte die öffentliche Bewerbung um Antoniens Hand dem heimlich genossenen Glück ein züchtiges Gewand überwerfen.

Doch kaum bei seinem Armeecorps angelangt, ward er wegen Theilnahme an jenem im französischen Heere schleichenden Philadelphenbunde, verhaftet. Im Fluge ging es nach Paris. Dort verschwand er. Antonie hoffte auf seine Wiederkehr. Vergebens. Aber eine andere schreckliche Hoffnung drohte mit täglich wachsender Gewißheit ihre Verirrung der Welt zu offenbaren. Ihr Schmerz gränzte an Verzweiflung. Nur das Grausenbild eines doppelten Mordes hielt sie vom letzten gräßlichen Schritt zurück. Sie entdeckte endlich ihrem Vater, was bald nicht mehr zu verheimlichen war. Der Vorwand einer Reise entzog sie den Augen, nicht dem Gerede der Welt. In tiefer Einsamkeit verlebte sie die schrecklichsten Tage ihres jungen Lebens. Es waren die letzten. — Im Bewußtseyn

der Schande, im bittern Gram getäuschter Liebe brach ihr Herz. — Doch warf der Himmel einen späten, zu späten Strahl des Trostes auf ihr Sterbelager. — Der Geliebte war nicht treulos. In seinem Kerker war ihm alle Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Endlich erhielt er die Freiheit, aber zugleich den Befehl, Augenblicks nach Spanien abzugehn. Der Brief mit dieser Nachricht, mit Fragen, mit Vorschlägen, alles gut zu machen, erreichte Antonien, als ihr Auge die Zeilen der geliebten Hand kaum noch lesen konnte. — Zu spät! — Jetzt hätte sie zu leben gewünscht — Zu spät! — Die kalte Hand des Todes lag schon auf ihrer Stirn. — Der trostlose Vater weinte an der Leiche seines einzigen Kindes, an der Wiege seiner Enkelin. —

„Er hat sie zu sich genommen" — sagte Herborn, — „er hat ihr eine sorgfältige Erziehung, aber nicht seinen Namen gegeben. — Sie heißt allgemein Glernau's Alma, nicht Alma von Glernau."

„Ein Wunder von einem Mädchen!" rief Alfred.

„Ein Räthsel möcht' ich sie lieber nennen" — sagte Mathilde — „und zwar ein trauriges. Sie kennt die Geschichte ihrer Mutter, ist erbittert auf den Großvater, und, ich mag wohl sagen, verbittert, wenigstens verschlossen, gegen die ganze Welt."

„Ich habe sie doch“ — sagte Herborn — „manchmal recht lustig gesehen.“

„Nun, achtzehn Jahre vermögen immer viel; selbst gegen recht tiefen Schmerz. Aber ihre Lustigkeit ist nicht die Lust eines freudigen Gemüths — sie ist wie ein Blitz aus einer Wolke — unheimlich; und so kommt mir das ganze Mädchen vor.“

„Nein, Tante“ — sagte Alfred — „Sie thun ihr unrecht; so ist sie nicht.“

„Betrachte sie einmal, wenn sie sich nicht beobachtet glaubt. Ich habe sie manchmal darauf angesehen, wie sie irgendwo in einer Ecke saß, versunken, als wäre die ganze Gesellschaft umher nicht da. Ja, schön ist sie, mit den dunkeln Locken, mit dem zarten Roth auf den Wangen, mit den schwarzen Augen und der prächtigen Gestalt; aber schön wie eine böse Fee. — Noch auf dem letzten Ball bei der Generalin — ich vergeß' es nie — der Geheimerath ging durch den Saal; und sie sah ihm nach, so weit sie konnte — es war ein langer, langer Blick — so scharf, so schwarz — als wenn sie ihm einen Pfeil nachschösse. — Ich dachte bei mir selbst: das ist Eine, die nicht aus Gram stirbt — aber aus Rache morden — das könnte sie.“

„Ho! ho!“ — lachte Georg — „liebes Kind, wo schwärmst Du einmal wieder hin!“

„Die Beschreibung“ — sagte Otto — „ist wahrhaftig anziehend genug.“

„Und das Mädchen“ — versetzte Mathilde.— „ist es auch. Lernen Sie sie nur erst kennen — Aber ich behaupte doch, der Geheimerath mag sich hüten. Und Unrecht hat er auf jeden Fall.“

„Aber warum entschließt er sich denn nicht zu dem“ — fragte Otto — „was doch so einfach und natürlich wäre?“

„Es ist wahr“ — sagte Herborn — „er darf nicht, weil der hochmüthige Bruder diesen Fleck auf dem Glernauschen Stammbaum verabscheuet.“

„So schwach?“

„Und das ist unser regierender regierter Staatsminister!“ — spöttelte Alfred.

„Uebrigens“ — fügte Georg hinzu — „ist er ganz Dein Mann. Er protegirt Dich schon jetzt gegen Deinen Vetter, der es ganz mit ihm verdorben hat. Den Einflüsterungen des Bruders und der Gräfin zum Trotz hätte doch Alma den Namen Glernau bekommen, wenn der Rittmeister zu bewegen gewesen wäre, ihr auch seinen Namen zu geben. Es sind (Alma ahndet kein Wort davon) förmliche Unterhandlungen gepflogen worden. Aber Dein Vetter hat die schnödeste Antwort gegeben. Nun ist der Alte wüthend.“

„Sieh mal an!" — sagte Otto. — „Da könnt' ich ja wohl mein Glück machen! — Der Name wäre ja nun auf anderem Wege zu haben, und mit der Protection des Ministers brächt' ich achtzehn verlorne Jahre in so viel Monaten wieder ein."

Mathilde sah ihn bedenklich an. — „Ihr Glück machen? — Nehmen Sie mir es nicht übel; ich bin zuweilen etwas geradezu — ich weiß, daß Alma den Rittmeister nicht ausstehen kann — sie behandelt überhaupt alle Männer mit einer Verachtung, wie ihre Mutter es gethan hat." —

„Darüber kann ich" — fiel Alfred ein — „nicht klagen."

„Das hat wieder seine besonderen Ursachen, welche Dir Eugenie erklären mag! Aber" — fuhr Mathilde gegen Otto fort — „ich weiß auch, daß Sie ihr gefallen werden. Nehmen Sie sich in Acht — ich glaube, Sie und Alma wären recht geschaffen, einander die Herzen zu brechen. — Von Glück möchte zwischen Ihnen wohl nie die Rede seyn."

„Was das für prophetische Sprüche sind!" — rief Georg — „So ahndungsvoll und so unklug! Du machst ihn ja wie einen Nachtwandler recht auf die Gefahr aufmerksam. Vielleicht hätte er das blasse Fräulein gar nicht bemerkt. Jetzt

wird es sein erster Gang seyn, die gefährliche Person aufzusuchen."

„Gehen Sie nur vorher" — sagte Mathilde — „zur Gräfin Dolm, und zur Frau von Runolt und lassen Sie sich von denen erzählen, wes Geistes Kind Alma ist. — Dann haben Sie schwerlich etwas zu befürchten."

„Besonders" — lachte Alfred — „da beide Damen dafür berühmt sind, immer die reinste Wahrheit, vorzüglich von jungen hübschen Mädchen zu sagen!"

„O das Lästermaul!" — rief Mathilde ihm zu — „Nun attakirt er sogar Frau von Runolt, und thut, als ob es gar keine Eugenie Runolt gäbe, welche doch selbst den ärgsten Demagogen zahm zu machen weiß."

„Wieder ein fremder Name!" — sagte Otto. „Ich merke wohl, ich habe eine ganz neue Welt kennen zu lernen. Wer ist denn Frau von Runolt?"

„Die Frau des — . . . Gesandten am . . . Hof" — erwiederte Georg — „er hat es bequemer gefunden, die Gemahlin vorläufig bei uns residiren zu lassen. Seit einem Jahre hat er den Briegschen Garten am Thor, mit dem kleinen niedlichen Palais geerbt. Da wohnt sie in Erwartung, daß er sie nachkommen läßt, und macht einstweilen ein angenehmes Haus, welches nicht so sehr wegen

ihrer Liebhaberei, den Leuten fatale Dinge zu sagen, und alte Reise-Abentheuer zu erzählen, als vielmehr wegen der hübschen Tochter sehr frequentirt wird, deren blaue Augen und Rosenwangen es allenfalls — nicht wahr, Alfred? — mit den düstern Blicken der blassen Alma aufnehmen."

„Von unsern jungen Damen ist sie gewiß die liebenswürdigste" — sagte Alfred — „Wenn die Mama ihr nur nicht so schrecklich abgestorbene Grundsätze eingeprägt hätte. Hier ist noch ein großes Bekehrungswerk vorzunehmen."

„Ja" — lachte Georg, und schlug dem Neffen auf die Schulter — „bekehrt werden wird Jemand; und das ist ein Ultra-Liberaler, der sich dereinst noch glücklich schätzen wird, seine demagogischen Nebel im Sonnenstrahl des reinsten Absolutismus hinschwinden zu sehen, und an der schönen Hand einer unumschränkten Herrscherin zum rechten Glauben überzutreten!"

Dieser Scherz wurde vom Ruf zur Abendtafel unterbrochen. Indessen ging es an derselben im nämlichen, nur noch lustigeren Tone fort. Die Residenz mußte ferner Revüe passiren. Otto erfuhr, daß seit der Abwesenheit des Erbprinzen und seiner Gemahlin ein Hof eigentlich gar nicht existire; daß der Kern der ersten Gesellschaft aus den bereits genannten Personen, und noch einigen bestehe, wohin man die Generalin Rawyl, ihren Bruder, den

Bankier Meltak, und den in **schen Diensten stehenden mediatisirten Prinzen Hugo von ** rechnen könne, der als der größte Gutsbesitzer im Lande, wegen Eröffnung der Ständeversammlung anwesend sey, und alle Welt durch seine Anglomanie und andere Abgeschmacktheiten ergötze. —

5.

Georg übernahm die Einführung seines Freundes. Der erste Gang zum Minister fiel nach Erwarten sehr befriedigend aus. Otto wurde mit der diplomatischen Artigkeit, welche zu nichts verpflichtet, empfangen, und erhielt die ministeriellen Züsicherungen, deren Kunstwerth darin besteht, keinen Inhalt, sondern nur den Anklang bedeutender Phrasen zu haben, — gleich einer wohlausgestopften Puppe, die keine Knochen hat, und doch aussieht, als ob sie auf ihren wollenen Beinen stehen könnte.

„Sie werden sich beim Oberlandesgericht legitimiren, und sobald dieses — woran kein Zweifel — die Gültigkeit Ihrer Ansprüche anerkennt; so ist alles gesagt.“ —

„Sprechen Sie darüber mit dem Legationsrath Stahl, der ja Ihr guter Freund, und wahrlich in solchen Dingen so competent ist, wie irgend jemand — Gut wär' es übrigens“ — sagte er zu Otto — „Sie fänden einen Weg zur freundlichen Verständigung mit Ihrem Vetter. Das würde

Ihnen selbst einigen Verdruß, dem jungen Herrn vielleicht manchen dummen Streich, und uns allen viele Weitläufigkeiten ersparen. Ich wünsche nichts so sehnlich, als diese Sache vor Eröffnung der Ständeversammlung beendigt zu sehen, und Sie darin als unsern Gehülfen bei dem großen Werk, an der Ihnen gebührenden Stelle zu begrüßen."

Otto versicherte, wie sein Bestreben, ganz im Sinne des Ministers, nur dahin gehe, seinen Vetter zu gewinnen, wie er zu diesem Zweck kein Opfer scheue, und wie glücklich er sich schätzen werde, in jeder Hinsicht die gute Meinung Seiner Excellenz zu verdienen.

Der Geheimerath sah, nachdem die Freunde sich empfohlen, gegen die Thür hin, durch welche Otto verschwunden war, als wollte er sich im Rahmen derselben das Bild des interessanten Mannes festhalten — und sagte: „Den muß ich haben. Das scheint mir ein Segler, mit dem man nach allen Windstrichen durchkommt."

Herr von Glernau prätendirte, der feinste Menschenkenner zu seyn, und hatte sein Urtheil immer fertig, sobald nach gegebener Audienz die Thür sich hinter einer neuen Erscheinung schloß. — Das, sagte er, mache den Minister.

„Hinbegleiten will ich Dich zu Deinem Vetter" — sagte Herborn, als sie wieder im Wagen saßen — „und auch die großen Worte sprechen:

Das ist Otto! das ist Raimund! — Dann wirst Du mir aber erlauben, zu verschwinden. Meine Anwesenheit bei dieser ersten gegenseitigen Besichtigung kann weder Euch nützlich, noch mir angenehm seyn. — Und fahre säuberlich mit dem Knaben Absalon! — Du mußt selbst gestehen, es ist kein Spaß, solch ein Hotel und was daran herumhängt, aufzugeben, und obendrein noch die Hand zu drücken, welche es uns entreißt."

Sie rollten eben am Soltarschen Hause vorbei, wie es sich hinter einem geräumigen Hof breit und stattlich ausnahm mit dem Säulen-Peristyl, dem großen Balkon, und dem flachen Kupferdach, über welchem die Pappeln des Gartens emporragten. — Otto betrachtete es mit gespannter Aufmerksamkeit. Alle Jalousinen waren geschlossen. Nur in einem Seitengebäude sah man ein paar Fenster mit Vorhängen und Blumentöpfen.

„Wohnt dort jemand?"

„Tante Judith."

„Die Gespensterseherin? — Mein Gott! Und das alte Tapetenstück lebt noch? — Die will ja wohl hundert Jahr alt werden!"

„Sie legt es darauf an, und wenn sie mit der Vervollkommnung ihrer Constitution im jetzt eingeschlagenen Wege fortgeht, so erreicht sie ihr Ziel. Sie hat nämlich seit ein paar Jahren Anfälle von totaler Blindheit, die gewöhnlich vier

Wochen dauern. Dann liegt sie vierzehn Tage still zu Bett — vierzehn Tage tappt sie herum, und wenn ihr die Augen wieder aufgehen, ist sie so fix wie eine junge Katze."

„Aber was macht unter der Zeit die Geisterseherei?"

„Die ruhet, wird aber nachher mit doppelter Wuth nachgeholt. Uebrigens hat sie jetzt wenig Gelegenheit, ihr schreckliches Talent zu üben; denn seit dem Tode Deines Vaters weicht ihr jeder Mensch auf tausend Schritt aus."

„Sie hat ihn doch wohl nicht vergiftet?"

„Nein, aber todt gemacht hat sie ihn doch. — Ein halbes Jahr vor seinem Ende sagte sie ihm den Tag voraus, an welchem er sterben würde."

„Und es traf ein?"

„Bis auf einen Tag. Elend war er freilich, und ohne Hoffnung zum Wiederaufkommen. Aber die Angst vor dem Tage hat auch geholfen. Und doch war der alte Herr so gutmüthig, das Ungethüm im Hause zu behalten. Ich glaube, er hoffte sie damit zu bestechen, daß sie den Termin hinausrückken sollte." —

„Wie geht es denn zu, daß sie noch darin wohnt?"

„Nun, barmherzige Rücksicht auf die alte Dame. Sie ist seit fünfzig Jahren mit dem Hause zusammen gewachsen. Man hätte sie nur mit Ge-

walt heraus gebracht. — Einige Leute mußten doch in dem großen Kasten bleiben, damit er nicht über Nacht weggetragen würde. Der alte Gärtner, der alte Kutscher sind als Wächter dieses Paradieses angestellt, und so kam es ja nicht darauf an, ob ein paar Zimmer mehr oder weniger in Gebrauch waren. Am Ende bezahlt sie gar einen Miethzins. O, die alte Seherin hat sich Thaler zusammen gespart. — Halte den Drachen nur hübsch warm, so bekommst Du seinen Schatz."

„Hm, sie konnte mich niemals ausstehen; und ich werde in ihrer Gunst wohl schwerlich gewachsen seyn."

„Sie war es doch, welche Deinem Vater immer versicherte, Du müßtest noch am Leben seyn, und ihn abhielt, ein Testament zu Gunsten Raimunds zu machen. Du weißt, der selige Papa war so abergläubisch wie ein Stock-Russe. Raimund hätte die alte Prophetin gern ins Tollhaus geschickt. So gern als er Dich nach Algier zurückschickte. Da sind wir vor seinem Hause. Nun mach' nur Deinen Frieden mit ihm. Und mach es kurz. Ich sehe dort seine Pferde herumführen. Er soll wohl mit dem Prinzen ausreiten."

Die erste Zusammenkunft zwischen den beiden Vettern war, man kann sich denken, wie schroff und peinlich! — Jeder wußte vom Andern, daß sein Gegner ihn zu allen Teufeln wünschte. Noth-

wendig aber war Otto's Stellung die unangenehmste. Er kam — allerdings nur um in sein gutes Recht einzutreten. Aber er kam, um Einen aus dem Besitz zu verdrängen, im Augenblick, da sich dieser bequem darin nieder zu lassen dachte. —

Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch Otto's Kopf, während er vor seinem Vetter stand. Nach den ersten Begrüßungsformeln trat eine fatale Pause ein. Otto sah, daß er vergebens ein einleitendes Wort von Jenem erwartete. Bei solchem Empfang schien es ihm nicht passend, sich in die öde Region hergebrachter Redensarten zu verlieren; sondern da Raimund ihn durch sein Schweigen gleichsam herausforderte, hielt er es für besser, die Attake unverzüglich zu beginnen.

„Sie scheinen durch meine Ankunft überrascht, und ich denke viel zu gerecht, um nicht zu begreifen, daß diese Ueberraschung keine angenehme seyn konnte."

Raimund versetzte: „Sie sind so gütig, mir ein schnelles Taxiren Ihrer Person zuzutrauen, welchem doch erst ein gewisses Einräumen derselben vorhergehen müßte."

Otto fing auf dieses ungeschickte Tasten sogleich Feuer:

„Halten Sie meine Person etwa für einen Schatten? Ich bin sogleich bereit, Sie in jeder Hinsicht vom Gegentheil zu überzeugen."

Raimund lenkte ein: „Sie begreifen, daß ich in einer besondern Situation bin —"

„Das hab' ich Ihnen so eben erzählt —"

„Welche mir nicht einmal erlaubt, die eigentliche Gêne derselben Ihnen sogleich bei der ersten Zusammenkunft zu entwickeln."

„Wer verlangt das? — Ich wahrhaftig nicht."

Raimund lauerte während dieser gespannten Unterredung auf jede Bewegung des Gegners. Der Glaube, daß er es mit einem Betrüger zu thun hätte, war bei ihm so fest gewurzelt, daß er trotz alles Zuredens nicht davon ablassen konnte. Die Wahrscheinlichkeiten, die Argumente, welche man ihm vorzählte, gingen an der letzten Zuflucht seines Eigensinns: „sagt, was Ihr wollt, ich bleibe dabei!" — wie ein Kugelregen an einer Felsenwand verloren. Was ihm auch über die in Otto's Briefen schon gegebenen durchaus zutreffenden Zeichen von der Aechtheit seiner Person gesagt wurde — — er versetzte stets: „laßt ihn nur erst kommen! Wenn ich ihn gesehen habe, erzähl' ich Euch nach der ersten Viertelstunde, wer von uns Recht hat. — Und daß ich der Rechthaber bin, sollt Ihr sehen — Ich werd' es Euch beweisen."

Jetzt stand er dem bezweifelten Vetter schon beinahe eine halbe Stunde gegenüber — und hatte nichts zu erzählen, fand nichts zu beweisen.

Im Gegentheil mußte er mit betrübtem Herzen einräumen, daß manches Zeichen, woran er den wahren von einem Pseudo-Vetter zu unterscheiden gewiß seyn wollte, bei der vor ihm stehenden Räthselfigur für die Aechtheit derselben sprach.

Raimund hatte einige Jahre weniger als Otto. Zur Zeit des russischen Kriegs war er ein zwölfjähriger Knabe. Aus diesem Alter also datirten seine Wahrnehmungen. Von großem Gewicht konnten sie nicht seyn. Indessen ist bekannt, wie scharf manchmal ein Kinder-Auge auf Dinge merkt, deren bloßes Sehen man ihm kaum zugetraut hätte, und wie fest die Erinnerungen aus solchen Observationen im Gemüth haften. — Dergleichen Dinge nun waren es, worauf Raimund sich verließ. Hier dachte er, irgendwo einen Faden zu erhaschen, an dem er sich in seine Aufgabe hinein spänne, und dann wollte er den Knäuel schon abwickeln.

Einmal glaubte er einen Punct zu haben, wo er sagen konnte: da fehlt es! —

An seinem Vetter war ihm stets die besondere Gewohnheit auffallend gewesen, daß dieser, wenn er sich über etwas tief innerlich ärgerte, und doch den Verdruß verbergen wollte, den Mittelfinger der rechten Hand der Länge nach auf das rechte Auge legte, die Spitze desselben in den Augenwinkel gedrückt. Nach einer Weile fuhr er dann langsam mit demselben Finger über die linke Augenbraune

bis in die Höhlung des linken Ohrs — und dann plötzlich von da mit der flachen Hand rasch über die Stirn zurück, bis hinter's rechte Ohr, als wenn er die Sache aus dem Kopfe wegwischen wollte.

Dergleichen sind Kleinigkeiten, aber es sind Dinge, woran wir einen Menschen, wie an seiner Stimme, wie am Zug seiner Handschrift, wie an der Manier seines Lachens, Hutabnehmens, zu Pferdsteigens, Schrittschuhlaufens u. s. w. erkennen.

Raimund hatte zum Theil, um jene kecke Behauptung wegen „der ersten Viertelstunde" wahr zu machen, den Ankömmling so schlecht empfangen. Er wollte ihn sogleich erzürnen, um den Erfolg zu sehen — Und, wie gesagt, er triumphirte schon. Trotz allen sichtlichen Aergers machte Otto keine Anstalt.

Da haben wir Nummer Eins zu meinen Betrugs-Indicien! — dachte Raimund. Aber seine Zeichendeuterei an diesem Sternhimmel war keine erfreuliche; sie bewies gegen ihn. Denn bei Otto's Worten: „Wer verlangt das? Ich wahrhaftig nicht!" — war auch die Gesticulation da, und mit einem à tempo, welches den Beobachter in Verzweiflung setzte. — Er mußte die Gedanken-Nummer Eins wieder ausstreichen.

Das verdrießliche Gespräch schlich wie ein überladener Wagen in grundlosem Lehmwege. Jeder

griff begierig nach einer Wendung, die solcher Qual ein rasches Ende machen könnte.

Raimund erwischte sie glücklich mit den Worten: — „übrigens bedarf es ja zur Erledigung solcher Sachen keiner persönlichen Discussion — Die Formen und Wege sind durch das Gesetz vorgeschrieben, und der Termin, auf welchen Sie vorgeladen sind, ist schon am Ende der Woche."

„Sollte ich Ihnen dort begegnen" — sagte Otto — „so wünsche ich bis dahin und weiter wohl zu leben!" —

Wenn er jetzt der Rechte ist, dachte Raimund, so muß er nach diesem Wort mit dem linken Zeigefinger stark auf den Mittelpunct der Hutkapsel aufstoßen, dann den Hut umdrehen, die Handschuhe hineinwerfen, den Hut schnell hinterm Rücken bis an den linken Ellbogen hinumschlagen, trotzig mit dem Kopfe nicken, auf der Stelle kehrt machen, und zum Zimmer hinausfahren.

Und siehe da! — Zeigefinger — Handschuhe — Ellbogenschlag — Rechtsumkehrt — Abmarschirt! Wie auf Kommando.

„Am Ende ist der Satan es doch!" brummte Raimund hinter ihm drein.

Otto fuhr zum Legationsrath Stahl, wo Herborn ihn zu erwarten versprochen hatte. Er fand einen lebhaften Mann von mittleren Jahren. Rasches Wesen, Eleganz in Betragen und Kleidung,

warme Theilnahme an Allem, was ein geistiges Interesse gewährte, ließen ihn zehn Jahr jünger erscheinen, als er wirklich seyn mochte. Nachdem er mit seinen klugen Augen die ihm vorgelegten Papiere durchgesehen, bemerkte er, man könnte sie zwar nicht als entscheidende Documente betrachten, doch wären sie in Otto's Händen, und Eins vom Andern unterstützt, bedeutend genug. Indessen rieth er, wie der Minister, zu einem versöhnlichen und gewinnenden Benehmen gegen Raimund. Er nannte ihn eine hartnäckige zähe Natur; es stecke zwar eben kein Geist, aber doch eine gewisse Pfiffigkeit darin, welche die Stellen zum Verwunden und Schaden trefflich auszusuchen wisse — dazu sey er des Prinzen Arnold Günstling, eine bedeutende Person in der von dem Prinzen, der Gräfin Dolm, Frau von Runolt und dem Hofmarschall geleiteten Clique; und diese Gesellschaft werde dem Baron genug Verdruß machen. Endlich müsse man doch auch einräumen, daß Raimund sich gegen Otto's Vater stets wie ein Sohn benommen habe, und wenn der alte Baron ein Testament gemacht hätte, in diesem gewiß reichlich bedacht seyn würde.

„Das eben war der Schlüssel zu seinem kindlichen Betragen" — sagte Herborn. — „Nichts als Erbschleicherei. Wir kennen ihn ja. Der setzt nicht eine Tasse von einer Stelle auf die andere,

er reitet nicht links oder rechts über den Markt, ohne eine Absicht zu haben."

„Ich gebe zu," — versetzte Stahl — „daß alle Motive zu seinen Handlungen kleinlich sind. Aber eben weil wir ihn so kennen, und schwerlich umgestalten werden, müssen wir ihn nach seiner Art behandeln. Und ihm ist am Ende leicht beizukommen."

„Doch muß er mir erst noch etwas mürbe werden" — sagte Otto — „denn gegen ein solches Betragen wie sein heutiges, hab' ich, wenn es wieder kommt, gewiß keine Geduld, sondern allenfalls einen Degen."

Das, meinte Stahl, würde sich geben, da Raimund seinen Mann nun kennen gelernt hätte — und es fände sich wohl eine Gelegenheit, ihm das Unpolitische dieses Trotzes begreiflich zu machen.

Indessen gab und fand sich vorläufig nichts. Raimund blieb bei seinen drei Augen. Er gab sogar dem Minister, dem er einige Tage nachher in einer Gesellschaft begegnete, anmaßend genug zu verstehen, wie er sich nicht wenig über die zuvorkommende Aufnahme wundern müsse, welche der freche Erbschafts-Prätendent im Hause des Geheimeraths erfahren habe.

Glernau erwiederte, er habe über die Art, wie er Besuche empfange, bis jetzt noch keines Raths bedurft, und werde am wenigsten nach den Ansichten

des Herrn Rittmeisters fragen, der bei seiner weltberühmten Klugheit doch im Begriff sey, sich entsetzlich zu blamiren — —

„Nehmen Sie es" — setzte er hinzu — „als einen letzten Beweis meiner Freundschaft für Ihren verstorbenen Onkel an, wenn ich Ihnen wohlmeinend rathe, Ihre Opposition aufzugeben. Was mir der Legationsrath Stahl von den Papieren des Barons erzählt hat, scheint ganz gemacht, Ihre Träume vollends zu zerstören. — Sein Lieutenantsbrevet vom französischen Kriegsminister — Atteste und Pässe aus dem Generalstab des Generals Bourmont; Briefe und andere Pässe vom . . . . schen Gesandten in London — und mehr dergleichen — dazu seine Unterschrift unter der Vollmacht, welche er für seinen Advocaten ausgestellt hat, und die mit seiner von Ihnen selbst anerkannten Handschrift in den Londoner Briefen auf's genaueste übereinstimmt — Hundert andere Dinge, welche zusammenkommen, was wollen Sie dagegen machen? — Keinem Menschen fällt ein Zweifel ein. Sie sind der Einzige. Allerdings, Ihnen kommt die Sache am nächsten. Sie ist unangenehm, aber nicht zu ändern; und so dächt' ich, Sie suchten ein Arrangement mit Ihrem Vetter, so lange es noch Zeit ist. Er scheint ein sehr kluger und wohldenkender Mann zu seyn; mit dem wenigstens i ch an Ihrer Stelle, mich nicht so geradezu überwerfen würde. Geben Sie Acht,

welchen Weg der in der öffentlichen Meinung machen wird! — Sie glauben nicht? — Nun, Sie werden an mich denken."

Raimund verlachte die ministerielle Prophezeihung, und wirklich hatte Otto manche Momente, in welchen es schien, als ob er viele Mühe haben würde, sie wahr zu machen. Er fand namentlich in dem pflichtmäßigen Frohndienst der Präsentationen bei den vornehmsten Puissancen und Celebritäten mancherlei zufällige Versagungen und Schwierigkeiten, welche genau betrachtet, so rein zufällig eben nicht seyn mochten. — In einer kleinen deutschen Residenz ist eine Partei, mit einem Prinzen vom Hause an der Spitze, eine schreckliche Sache für den, welcher gegenüber steht, und sie bekämpfen soll.

Nach einigen diplomatischen Verhandlungen, welche Glernau mit Eifer und Gewandtheit führte, erhielt Otto eine Audienz beim Prinzen Arnold.

Die große Ceremonie schrumpfte jedoch unter den hastigen Händen des Prinzen in einen sehr kurzen und kargen Inbegriff fürstlicher Repräsentationsfragen und ihnen entsprechender Antworten zusammen. Beide Theile waren zufrieden, als der Act beseitigt war. Indessen sagte der Prinz doch nachher zum Rittmeister: „Wenn Sie jemals Unrecht gehabt haben, so ist es hier. Die Manieren der feinen Welt sind Ihrem Antagonisten zwar nicht sehr geläufig — dergleichen lernt sich denn

auch weder bei den Kosacken noch im Bagno von Algier — Aber von Adel ist er durch und durch — das hab' ich gleich weg. Und ich wünschte doch, Sie wären mit ihm auf einem guten Fuß. — Der — ehe ein Jahr vergeht — hat er Flügel an Händen und Füßen!"

Jeder von uns hat wohl in seiner Laufbahn Tage durchwandert, wo er sich in neuen Verhältnissen einheimisch zu machen hatte, und für einen größern oder kleinern Kreis der Centralpunct allgemeiner Neugierde war. Und Mancher hat wohl, wie Otto, am Beschluß dieser größtentheils unergötzlichen Arbeit gefunden, daß, hätte sie nicht gethan seyn müssen, es kaum der Mühe werth gewesen wäre, sie anzufangen.

Wird mir denn nirgends ein Ersatz werden für all das insipide Volk, dem ich mich wie ein Wunderthier zum Beschauen Preis geben muß? rief er fast jedesmal, wenn er wieder ein Haus verließ, wo er dieselben Empfang-Manoeuvres zum hundertsten Mal gesehen, dieselben Redensarten zum tausendsten Mal gehört hatte.

Endlich fand er den Ersatz, und zwar, wo er ihn nicht erwartete: bei der Generalin. In den Häusern der Gräfin Dolm, der Frau von Runolt,

hatte er nur Karten los werden können. Es schien, als ob sie wirklich seinen Vetter an ihm rächen wollten. Selbst die berühmte Alma war ihm noch nicht sichtbar geworden, und so blieben die interessantesten Damen seiner Vaterstadt für ihn bis weiter noch lauter unbekannte Größen.

Die Generalin Rawyl bewohnte in dem Hause ihres Bruders, des Banquiers Meltak, eine schöne Etage. Sie war nicht blos wegen ihrer Bälle und Soupers für die Gesellschaft, sondern auch außerhalb derselben für ihre Freunde eine interessante Frau.

Obgleich schon einige Jahre Wittwe, war sie noch weit von der Periode, welche man un certain age nennt — Warum certain? Wahrscheinlich aus Spott, weil nichts unbestimmter ist, als eben dieses gewisse Alter. Auch brauchte sie in ihrem Hause noch keine Bälle zu geben, damit sie in andern Häusern zum Tanze aufgefordert würde. Und endlich konnte sie die aufblühende Schönheit eines achtzehnjährigen Mädchens betrachten, ohne neidisch zu werden, und sich mit der christlichen Bemerkung zu trösten: sie hat ein paar hübsche Augen; wie Schade, daß sie schief und eine Gans ist!

Otto mußte bekennen, daß ein so origineller Empfang, wie bei dieser kleinen zierlichen Quecksilber beweglichen Frau, ihn noch nirgends begrüßt hatte.

Kaum war er mit Alfred in's Zimmer getreten, und ihr von seinem Begleiter mit Vor- und Zunamen gehörig rapportirt worden, als sie, die niedlichen Hände zusammenschlagend, ausrief:

„Ach, Sie beklagenswerthester aller Barone! Sie kommen von Constantinopel, von Algier, von London, in unser langweiliges Nest! — Schweigen Sie mir still! Hören Sie mich an! (sie sprach nicht zwei Worte ohne diese Redensart, bei der sie übrigens weder an Stillschweigen noch Anhören dachte) — Daß Sie bei den Kosacken und den Afrikanern nicht umgekommen sind, ist ein Wunder, aber wenn Sie hier nicht vor Langeweile umkommen, so ist das Wunder noch viel größer, und wenn sie nach sechs Wochen nicht aus tiefstem Herzensgrunde seufzen: Ach wär' ich doch wieder in Algier! so sind Sie die geduldigste und genügsamste Person von der Welt!"

„Da Sie Ihre Lebhaftigkeit und Laune in dieser langweiligen Atmosphäre doch eine viel längere Zeit und ziemlich gut conservirt haben" — versetzte Otto — „so hoffe ich, mir soll Aehnliches gelingen."

„Ja, wir armen Dinger sind nun einmal zum Aushalten und Dulden geboren! Und wer, so wie ich, von der Erde nicht viel mehr kennt, als ein paar Dutzend Meilen um diesen unsern Mittelpunkt der ganzen civilisirten Welt, der ergiebt sich auf die

Länge ins Unvermeidliche — Aber Sie! — Ein Mann wie Sie, einer von den Herren der Schöpfung, der nur die Hand ausstrecken darf —"

„Ein schöner Herr der Schöpfung!" — lachte Otto — „der mit Mühe aus dem Bazar von Algier losgekommen ist."

„Ach, es ist wahr! Ja, das muß deliziös gewesen seyn! Erzählen Sie mir doch von den Maurischen Frauen. Es heißt ja, sie wären wunderschön und so bezaubernd lieblich! — Hätten Sie doch Eine entführt! Oder sich von einer schönen Sultanstochter aus dem Kerker retten lassen! Das wäre noch interessant gewesen! — Aber so auf ganz gewöhnlichem Wege wieder zu kommen — ich weiß nicht — —"

„Mir scheint doch, gnädige Frau, der Weg ist kein so ganz gewöhnlicher. Der abgesetzte König von Frankreich hat eine Armee von 60,000 Mann und vierhundert Schiffe daran wenden müssen, um mich zu befreien. Und am Ende hatte er nicht einmal die Satisfaction, daß ich ihm meine gnädigste Zufriedenheit bezeigte. Im nämlichen Augenblick, wie ich in Calais, stieg er in Culworth an's Land."

„Es ist recht einfältig von ihm" — sagte sie —

„Daß er sich hat absetzen lassen?" — fragte Alfred.

„Nein; das ist schon recht. Da giebt's doch endlich einmal wieder etwas Neues in der Welt — Aber hätte der einfältige Mensch nicht seinen Weg über *** nehmen, und hier unter meinen Fenstern vorbeifahren können."

„Sie hätten ihm zu Ehren" — sagte Otto — „gewiß aus jedem Fenster eine dreifarbige Fahne wehen lassen?"

„Nein. Die drei Farben find' ich entsetzlich, blau, roth und weiß — bunt wie eine Bauernhochzeit! Welch ein geschmackloser Geschmack! — Bisher hatte ich noch immer so eine Art von Respect vor den Franzosen. Aber jetzt veracht' ich sie!"

Otto horchte hoch auf. Alfred hatte ihm die Frau als die entschiedenste Liberale geschildert.

Sie merkte sein Stutzen, nahm eine ernsthafte Miene an und fuhr fort:

„Nach vierzig Jahren wieder auf dieselben altmodischen Farben zurückzukommen! — Welche Armseligkeit! Hatten die Menschen nicht so viel Phantasie, drei neue Farben zu wählen!"

„Die wären aber doch auch" — sagte Alfred lachend — „vor vierzig Jahren schon gewesen."

„Nun, dann mußten sie drei ganz neue Farben erfinden. Wenn man ein ganzes Königreich neu macht, wird man doch auch wohl drei neue Farben machen können!"

Otto ging jetzt auf denselben Ton ein, und sagte: „Wie mögen Sie nur so über Politik sprechen! — Die französische neue Revolution scheint wirklich in Deutschland, besonders bei den Damen tiefe Wurzel geschlagen zu haben, und wir erleben erster Tage eine, die von ihnen ausgeht — dann kommt die Amazonen-Regierung — ich empfehle mich im Voraus zu Gnaden."

„Schweigen Sie still! — Hören Sie mich an! Ich glaube wirklich ernsthaft, es ist das einzige Mittel, der Welt zu helfen. Lassen Sie uns nur einmal erst ostensibel, officiell, so recht en évidence am Ruder sitzen! — Sie wollen sich recommandiren? Wozu denn etwa?"

„Nun, wenn Sie als künftige Regentin irgend eines halben Welttheils in Ihrem Staat, an Ihrem Hofe die Stelle eines Groß-Nichtsthuers zu besetzen hätten, so glaube ich, diese Rolle mit einigem Erfolg spielen zu können."

„Ist mit allen übrigen hohen Kronämtern schon vergeben. Das Nichtsthun behalt' ich mir selbst vor. Meine Großsprecherin wäre Frau von Runolt; Reichskanzlerin und zugleich Ceremonienmeisterin Fräulein Eugenie; und Generalfeldmarschallin könnte Niemand anders seyn, als Fräulein Alma, welche zugleich ihr schon jetzt rühmlich verwaltetes Amt, alle Männer zur Verzweiflung zu bringen, im ganzen Umkreis meiner Staaten mit

unbeschränkter Machtvollkommenheit auszuüben hätte. — Schweigen Sie still! Sagen Sie, Herr Baron, finden Sie nicht, daß ich meine Chargen vortrefflich zu vertheilen weiß?"

„Ich zweifle keinen Augenblick; obgleich ich die Talente dieser Damen aus eigener Ueberzeugung noch nicht zu würdigen vermag, da ich bis jetzt sogar des Glücks entbehre, sie nur von Ansehen zu kennen."

„Was? — Schon seit acht Tagen in der guten, ja, besten Stadt unsers Reichs, — und haben Eugenie und Alma noch nicht gesehen? Wie können Sie in solchem Widerspruch mit Ihrer Existenz leben?"

„Mein Daseyn besteht aus solchen Widersprüchen. Wie hätte ich sonst bis zum heutigen Tage ohne den Sonnenschein Ihrer Blicke gelebt?"

„Bravo! Sie haben sich, wie ich merke, am Hofe zu Algier auf gute afrikanische Wendungen gelegt. — Ich könnte Sie doch künftig am meinigen wohl als Introducteur des ambassadeurs d'Egypte et de Maroc anstellen."

„Ich leiste im Voraus meinen Huldigungseid."

„Thun Sie das — schweigen Sie still — und lassen Sie mich für einen Abend zugleich Ihr guter Genius seyn, der Ihr böses Geschick reparirt. Ich kann es nicht länger dulden, daß Sie in Ihrem

Heidenthume beharren, worin Sie eine von den Millionen Schönheiten des mahometanischen Paradieses oder eine persische Peri verehren. Sie müssen sich bei uns zur Anbetung christlicher Engel bekehren. — Uebermorgen geb' ich einen Ball. Sie sind zum Voraus eingeladen, und sollen die Sonne und den Mond an meinem Himmel kennen lernen. Ich hoffe mit Glück an Ihrer Bekehrung zu arbeiten."

Sie hatte dies Wort kaum ausgesprochen, als der Hofprediger Blog angemeldet wurde, und hereintrat. Ein wohlgebildeter stattlicher Mann mit einem glatten und rothen Gesicht — der seinen Herrgott mit zierlichen Manieren verehrte, und den Geruch der Heiligkeit, in welchem er vor den Frommen wandelte, zu Zeiten sehr geschickt mit dem Parfüm aufgeklärter Nachsicht für die Sünden vornehmer Weltkinder überduftete.

Er war in allen Häusern der ersten Rangclassen ein gern gesehener Mann. Denn erstlich gehört es doch selbst in den Häusern, von denen der Himmel nichts weiß, zum guten Ton, mit dem Schöpfer in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen, zweitens ward der Hofprediger von den Prinzen protegirt, welche in die Kirche gingen, um dem Volke zu zeigen, daß sie an Gottes Gnade glaubten, und drittens kam der Hofprediger überall herum, erfuhr alle Neuigkeiten zuerst, und hielt es für

seine Pflicht, stets ein Verkündiger der wunderbaren Begebenheiten des täglichen Lebens zu seyn, in deren Fügungen er den Finger Gottes zu verehren und zu zeigen wußte.

„Sie kommen wie gerufen!“ — lachte die Generalin dem geistlichen Hofmanne entgegen. „Wir sind hier eben an der Heidenbekehrung — Ihre mächtige Rednerzunge wird mir in diesem Gott wohlgefälligen Werke gewiß beistehen. —“

Sie erzählte ihm, wovon die Rede war. Er schlüpfte mit dem sichtlich behaglichen Selbstgefühl eines gewandten Mannes in den Scherz hinein, und das Gespräch flatterte noch eine Weile auf dieser Bahn fort, bis die Ereignisse des Tages an die Reihe kamen, und Herr Blog erzählen konnte, daß in voriger Nacht Prinz Hugo aus dem Bade zurückgekehrt wäre.

„Angenehme Nachricht für meinen Ball!“ — sagte die Generalin — „der Aufgang dieses Gestirns wird hoffentlich auch die Gräfin Dolm wieder aus ihrer Zurückgezogenheit von der Welt hervorlocken. Die Gute lebt doch wohl noch?“

Der Hofprediger wußte das Neueste von ihr zu erzählen, nämlich, daß sie gestern in der Kirche gewesen. Dieser bedeutenden Nachricht folgten eine Menge von geringerem Belange, deren Vortrag Otto und Alfred nicht abwarteten.

„In dem" — sagte die Generalin, als Otto das Zimmer verlassen hatte — „steckt ein Halbgott oder ein Teufel. Welche Menschenverachtung sitzt auf diesen Lippen! — Haben Sie je solche Augen gesehen?" —

„Die" — sagte Otto draußen zu Alfred — „hat in ihrem Köpfchen eine Million kleiner Teufel, mit denen sie gewiß recht im Ernst die Welt regieren möchte."

„Es sind nur Knallbonbons!" — versetzte Jener — „sie ist die gutmüthigste Frau — aber an Independenz eine determinirte Hexe. Der Legationsrath allein kann sie einigermaßen bändigen."

Der Ball der Generalin war eine Zauberwelt — Treppe und Vestibüle künstliche, wundersame, bezaubernde Mondscheinlauben. — Der Salon ein Firmament von Glanz und Herrlichkeit, die anstoßenden Zimmer und Boudoirs hatten die Physiognomie entzückender orientalischer Wunder-Mährchen, und die Gesellschaft war eine Musterkarte abendländischer Wunderlichkeiten, in denen gar kein Entzücken, dagegen ein unermeßlicher Schatz aller der Abgeschmacktheiten zu finden war, die in der Elite des Menschengeschlechts einen so wesentlichen Platz einnehmen, als die Affen in der Naturgeschichte.

Das Gedräng um die schönen Tänzerinnen nahm zu; die Walzer folgten rasch auf einander;

die Freunde des Hauses sorgten für Räumung des großen Saals, indem sie die unbeschäftigte Uebervölkerung desselben durch zweckmäßige Anlegung von Spiel-Colonien in den angränzenden Zimmern zu beseitigen wußten; das Verhältniß der Herren und Damen war in Beziehung auf die Trägheit der ersteren und Tanzlust der letzteren richtig calculirt, der Ball fing an, eine animirte Physiognomie zu gewinnen, und Alles war schon Geräusch und Lust, als in der Fluth eines aus dem Vorzimmer hereinrauschenden Schwarms auch Baron Soltar in den Saal eintrat.

Er hatte einige Mühe, sich bis zur Generalin durchzufinden, welche ihn mit einem freundlichen Vorwurf über sein Spätkommen empfing und hinzusetzte: „Sie verscherzen Ihr Glück; denn Sie werden schwerlich jetzt noch zu einem Tanze mit den schönsten Sternen dieses Freudenhimmels gelangen, den ich übrigens zu bewundern bitte.“

„Ich? — Und Glück?“ — sagte er mit einem bittern Lächeln — „Es wäre das Erstemal in meinem Leben, daß diese beiden widersprechenden Dinge sich begegneten.“

Sie sah ihn verwundert an, und bemerkte, daß sein Blick dunkler war, und seine geistreichen Züge einen tiefern Schmerz aussprachen, als sie bei der ersten Betrachtung derselben darin gefunden hatte. Im Begriff etwas zu erwiedern, ward sie

vom Prinzen Arnold angeredet, der sie zur eben anfangenden Française zu holen kam. Er warf dem Baron einen vornehm kalten Gruß zu, und schlüpfte mit seiner schönen Tänzerin durch das Gedräng, welches sich schon um die verschiedenen Tanzgruppen versammelte.

Otto fühlte sich unaussprechlich einsam. Es war das erste Mal seit seiner Heimkehr in die europäische Welt, ja eigentlich wohl das erste Mal in seinem Leben, daß ihn solch ein festliches Gewühl umgab. All' dies Kommen, Gehen und Treiben, wie es auf Sehen, Finden, Gesehenwerden, Gefallen und Bewunderung berechnet, durch einander zog — — was war für ihn in dieser Rechnung? — Und was war er selbst darin? Eine Null. — Ihm lachte kein Blick, ihm schlug kein Herz entgegen. Er war ein Gegenstand des Unwillens für manchen Tonangeber und deshalb ein Gegenstand der Schadenfreude für die Menge. Diese Gedanken, mit denen er seine Tage zubrachte, überfielen ihn beim Eintritt in das kerzenstrahlende Haus, mit doppelter Gewalt, und fast wäre er noch auf der Treppe umgekehrt. Nur sein Stolz trieb ihn vorwärts — Ich will sie schon zwingen! — dachte er — Und einmal muß ich ja den Anfang machen! — Aber gegen die Finsterniß, welche auf ihm lastete, rang er vergebens; das Gewölk floß immer wieder zusammen. Wohin er blickte, die Höhe von Dover und eine blasse blutige

Gestalt schwebten überall vor seinen Augen. Und wie er jetzt alle die unbefangene Jugend umherschwärmen sah, schüttelte ihn der Gedanke an den Contrast jener einsamen Klippe dort und dieser bunten Scene voll Lebenslust und Frohsinn; und er träumte sich weiter aus, welchen Effect es gehabt haben möchte, wenn dort plötzlich der um den Zweikampf schwebende Abendnebel wie ein Vorhang in die Höhe gegangen wäre, und der ganze strahlende Ballsaal dem mörderischen Handgemenge zugesehen hätte. — Wenn man uns Allen wie wir hier sind, die Masken und Schleier, welche unsre Thaten und Gesinnungen verbergen, abrisse, und die Menschen sich alle einmal sähen, wie sie wahrhaftig sind! — Eine Höhle voll Schlangen, Skorpionen, Tiger und Affen müßte viel liebenswürdiger seyn!

Er riß sich gewaltsam los von diesen schwarzen Gedanken, und trat zur nächsten Française, welche von einem drei- und vierfachen Kreise bewundernder und neidischer Zuschauer so eng eingeschlossen war, daß die tanzenden Paare sich kaum bewegen konnten. Und hier war Stoff zu Bewunderung und Neid. Die vier schönsten — (oder weil das eine Geschmackssache ist, worin wir denn lieber kein Urtheil und keinen Superlativ aussprechen wollen) — die vier interessantesten Damen des Bals standen einander gegenüber. Es war, als hätten sie sich um Wettkampf in Schönheit, Eleganz und Grazie

herausfordern oder jeden der umstehenden Herren in die Verzweiflung einer Paris-Rolle stürzen wollen. Aber gegen die Sache, welche hier zur Entscheidung stand, konnte das Gutachten des trojanischen schafhütenden Kronprinzen nur für eine Kinderei gelten. Erstlich war hier eine ganze Nummer mehr; zweitens hatte jene Königliche Hoheit es mit drei Göttinnen zu thun, welche, wenn die Fabel recht erzählt, nur sehr simpel costümirt, und also in sofern leichter zu ästimiren waren, als vier Damen, zu deren Ich und Person man entweder alle die Spitzen, Blumen, Bänder, Juwelen, Corsets, durchbrochenen Strümpfe, seidenen Schuhe und die ganze Ausstattung hinzurechnen und mit in Anschlag bringen, oder in Gedanken davon abziehen muß, was schon ganz besondere Geschicklichkeit in solchen verwickelten Rechnungsexempeln voraussetzt. Und endlich tanzten auch die Göttinnen auf dem Ida nicht, sondern sie standen nur ganz still und natürlich da, und ließen sich besehen. Unsere vier Damen aber tanzten — und wie! — Eine vollgültige Antwort zu bekommen, hätte man wohl einen Balletmeister befragen müssen. Die Gesellschaft war getrennter Meinung, indessen wurden nur Ansichten mitgetheilt, keine Gründe, und die verschiedenen Parteien zeigten sich von ziemlich gleichem Stück.

„Wer sind denn die bewunderten Schönheiten?“ — fragte Otto den Legationsrath Stahl, über

dessen Schulter er zwischen zwei Vordermännern hindurch einen Blick in das Allerheiligste werfen konnte — „Die rosenrothe Generalin ist die Einzige, welche ich davon kenne.“

„Die prächtige Gelbe“ — versetzte Stahl — „ist Gräfin Dolm, die schöne Himmelblaue Fräulein Runolt, und die interessante Weiße Glernau's Alma.“

Glernau's Alma! — Hier also endlich kam ihm das berühmte Wesen zu Gesicht.

Mit einer Geschicklichkeit, als hätte er Jahre lang die Taktik der Londoner Routs und Pariser Feten studirt und practisch geübt, wußte er sich in die vorderste Linie durchzuwinden. Hier stand er gefesselt, versunken, ganz Auge. Das Schauspiel hatte wirklich etwas Bezauberndes, und hier auf den ersten Blick eine Wahl zu treffen, war keine kleine Aufgabe.

Als eine voll und üppig blühende Schönheit übertraf die Gräfin wohl die Andern. Diese flammenden, Alles verlangenden, Alles versprechenden Blicke aus den schwarzen Augen, wie stechende versengende Pfeile gingen sie gerade ins Herz. Und wie lieblich lächelten die süßen Lippen dazu: es sey so schlimm nicht gemeint, man solle sich dem Feuer nur aussetzen, so zu verbrennen sey ein Himmel —!

In Zierlichkeit der Gestalten und Leichtigkeit der Bewegungen standen die Generalin und Fräulein Runolt so genau auf derselben Linie, daß hierin auch nicht eine Idee von Mehr oder Weniger der Einen oder Anderen zugetheilt werden konnte. Aber auf Eugeniens Wangen, Hals und Schultern lag ein Hauch ein Duft, durch welchen eine Rosenfarbe schimmerte! — Die Stirn und hellen Augen hatten eine Klarheit, das blonde Haar eine Farbe, und ihr zurückgezogenes aber freundliches Wesen eine Anmuth — ! — Die Lebhaftigkeit der Generalin war hinreißend, aber, wenn sie diese aufs Glänzendste geltend zu machen, und überhaupt aus ihrer Stellung einer jungen Wittwe alle möglichen Vortheile zu ziehen wußte, so lag dagegen in Eugeniens mädchenhafter Stille ein Reiz, lieblich wie junge Morgenluft.

Und Alma? — Neben ihr schien es, als ob die andern Schönheiten alle keine Seele hätten — als ob in ihr allein geistiges Feuer lebte, als ob dieses magische Licht aus ihrem Innern durch ihre Augen, ihre Wangen, durch das Spiel ihrer schönen Hände und Füße, durch jede Bewegung ihrer bewundernswerthen Gestalt hervorleuchtete. Ihr tief dunkelblaues Auge, gewöhnlich etwas träumerisch gesenkt, schoß nur dann und wann einen Blitz, — aber dann war es auch ein solcher, der plötzlich einen ganzen Nachthimmel mit blendender Tages-

helle übergießt. Um ihre feinen Lippen — deren Nachahmung gewiß eine bedenkliche Aufgabe für den geschicktesten Künstler gewesen wäre — zuckte häufig eine Bewegung, es war, als wenn ein schneller Gedanke sich in einem Wort Luft machen wollte — aber die Regung ward immer eben so rasch unterdrückt. Man sah es dem Munde an, daß diese Anstrengung nicht ohne Schmerz abging; und zwischen den schön gezogenen Augenbraunen lauerte ein Ausdruck, welcher diesem Schmerz treu wie ein Echo antwortete. Aber ihr Tanz! — Jeder Schritt, jede Neigung des Körpers, jede Wendung des Halses war Seele und Nerv. In dem zarten Körper war ein feuriges Leben, eine jugendliche Kraft — gemildert durch Anmuth, gebändigt durch Sitte — — wie ein edles Roß nie vortheilhafter erscheint, als wenn sein brausender Muth sich zum Tact ruhig stolzer Bewegung mäßigt.

Es ist nicht zuviel von ihr gesagt! — dachte Otto. Aber das schöne Mädchen mit aller der wundersamen geistigen Macht, wirkte auf ihn nur wie ein meisterhaft vollendetes Prachtgefäß, angefüllt mit einem von feindseligen Dämonen gemischten Trank — welcher jede Liebesregung im Keime zerstört. — Ein Diamant! — sagte Otto bei sich — — kalt, klar und schneidend.

Es war, als hätte sie in diesem Moment seine Gedanken errathen. Zufällig in einer Pause des

Tanzes sah sie zu ihm herüber. Ihr Blick faßte den seinigen auf, und hielt ihn eine Weile fest. Sie betrachtete ihn aufmerksam, ja neugierig — dann sah sie eben so genau und eben so lang auf ihr Armband — nachher eben so genau und eben so lang ihrem Tänzer ins Auge, der sie mit der wichtigen Nachricht von zunehmender Hitze des Saals überraschte — Als sie nachher in flüchtiger Beschauung der Menge jenen merkwürdigen Kopf mit dem trotzig krausen Haar, den brennenden Augen, dem geistreichen Hochmuth auf Stirn und Lippen, wieder suchte, war Otto verschwunden.

Der Tanz war geendigt. Einige Rudel junger Mädchen rauschten nach der Ecke des Saals, wo sie meistens zusammen hockten, einige junge Ritter ihnen nach; die andern zogen auf ihren schweigsamen Observationsposten, mehrere Gruppen von Herren und Damen zerstreueten sich durch die anstoßenden Zimmer. — Otto stand in einem derselben nicht weit vom Spieltisch der Frau von Runolt — Auffallend durch ihre bunte Kleidung und eine Toque von wunderbar zusammengesetzten Farben und kühnen Umrissen, war sie es noch mehr durch die steigende Lebhaftigkeit ihrer Conversation. — Diese Frau hatte in ihrem ganzen Kopfe nicht eine einzige Idee; aber sie hatte Gedächtniß, hatte Erfahrungen und Liebhabereien. Sie konnte nur historisch denken, und war eine lebendige Geschichte; aber leider nur die beschränkte

Geschichte ihrer eigenen Erlebnisse, mit deren unermüdlicher Wiederholung sie alle Welt in Verzweiflung setzte.

Jetzt eben erzählte sie einem polnischen Grafen zum Entsetzen ihrer Mitspieler, die schon zehntausend Mal vorgetragene Schreckensbegebenheit, wie sie im Jahre 1812 auf der Reise von Warschau nach Berlin, in einer waldigen Heide von drei zur französischen Armee gehörenden Marodeurs angefallen, und durch die glückliche Dazwischenkunft eines jungen Ritters gerettet worden sey. — Die Sache hätte sich kurz und einfach abthun lassen. Damit war ihr aber nicht gedient. Sie wußte, wie gut sie erzählte. — Besonders in Schilderung von Naturscenen suchte sie ihres Gleichen. Als sie nun anhob: Es war an einem trüben April-Abend — legten sämmtliche Mitspieler die Karten nieder, denn sie wußten jetzt schon, daß unter einer Viertelstunde nicht von den Straßenräubern loszukommen wäre. Eine Dame stand sogar auf und ging auf Speculation in den Ballsaal, wo ein Walzer anfing — und wahrscheinlich ergötzte sie sich dort besser als das Auditorium der Frau von Runolt.

Sie spann indessen rüstig fort an ihrem Thema. Der Pole hörte mit verbindlicher Aufmerksamkeit zu. Die Mitspieler sahen allmählig schon wieder nach ihren Karten; denn sie war jetzt bei der bekannten Region ihrer Geschichte angelangt, wo sie mit ihrem Retter, welcher einen Räuber niederhieb, und die

anderen verjagte, die holdseligsten Redensarten wechselte. — Einer flüsterte dem andern zu: jetzt käme die Beschreibung des jungen Helden, und dann ein Zug leerer Mehlwagen, mit denen sie ihren Weg zur Wartha ungehindert fortsetzte — und dann wäre das alte Lied glücklich zu Ende. — Aber siehe da! — Mitten in der Portraitmalerei, wie sie eben die schwarzen Augen des Husaren fertig hat, jetzt an seinem schönen Schnurrbart eifrig pinselt, und die Worte hinzusetzt: „wenn ich nur zeichnen könnte! — mit drei Strichen wollt' ich sein Gesicht darstellen! — es giebt nur Ein solches in der Welt!" — — erhebt sie zufällig ihre Augen, sieht Otto, welcher gedankenvoll oder gedankenlos in einiger Entfernung am Kamin steht; sie ruft: „da ist er! da ist er!" — wirft beinahe den Spieltisch über den Haufen, und springt auf ihn zu mit den Worten: „Sie sind es! — Sie müssen es seyn! — Erkennen Sie mich nicht?" —

Das Aufsehen war allgemein; der Jubel lebhaft; denn jeder hoffte, zu den häufigen Albernheiten der Frau von Runolt eine neue zu erleben, und viele freueten sich heimlich, daß der fremde Abenteurer jetzt durch sie und mit ihr, zum allgemeinen Gespött werden würde. Aber diese menschenfreundlichen Hoffnungen wurden grausam vernichtet. Die Sache verhielt sich ganz wie Frau von Runolt erzählt hatte. Otto war in der That ihr Retter

gewesen, und nach der ersten Bestürzung, in welche diese Scene, das wunderliche Benehmen der heftigen Frau, das Umhersteben und Anstarren der Gesellschaft ihn versetzt hatte, fand er allerdings unter dem hyperorientalischen Kopfputz die Züge jener damals recht hübschen Dame wieder, welche in ihrem Wagen vor ihm auf die Kniee gefallen war, ihm Uhr, Börse, Ringe angeboten, und sich nicht zufrieden gegeben hatte, daß er aus dem Verjagen einiger Landstreicher keine Heldenthat machen, und ihr nicht seinen Namen zur gebührenden Immortalisirung ausliefern wollte. — Er freute sich des unverhofften Wiedersehens und ihrer gütigen Dankbarkeit mit einigen freundlichen Worten. Sie war unerschöpflich, ihm einige kleine ausgelassene Umstände ins Gedächtniß zu rufen, und feierte den seligen Moment einer originellen eclatanten Begebenheit, wo aus einem vor zwanzig Jahren bestandenen Abenteuer heute in so glänzender Gesellschaft, unter so besondern Umständen eine neue prächtige Scene erwuchs, mit welcher sie nun künftig am Schluß der Räubergeschichte überraschend fortfahren, und noch eine Viertelstunde länger in der Wonne des Erzählens schwelgen konnte.

Und wirklich bekam die Sache durch diese auffallende Episode eine ganz andere Farbe, und plötzlich eine Bedeutung, welche kein Mensch in der alten oft gesungenen Romanze jemals geahnet

hätte. Frau von Runolt schwärmte im Jubel über diese glänzende Bestätigung einer ihrer wichtigsten Fährlichkeiten; sie eilte ihre Tochter aufzusuchen, damit sie den Retter ihrer Mutter kennen und ihn verehren sollte. Dem Retter selbst aber, so unbequem auch das allgemeine Anstarren war, hätte kein Engel vom Himmel so gelegen kommen können, als dieser halb lächerliche halb sentimentale Act. — Rund um ihn her flüsterte es allmählig: „Wer ist das?" — „Baron Soltar!" — „Der aus Afrika" — „Der Erbe —" „Ein sehr hübscher Mann! — „Ein interessanter Mann!" — „Sie kennen ihn?" — „Er ist gestern bei mir gewesen" — „Ich werde ihm morgen den Besuch erwiedern" — „Sein Vetter ist ein Narr, ihn verdächtig zu machen." —

Zu Otto's großer Herzenserleichterung waren der Minister und der Legationsrath Stahl im nämlichen Zimmer, wo diese Scene gespielt wurde, und so fand er sogleich ein Gespräch, in welchem er sich den Blicken der Menge entziehen konnte. Die freundliche Art, womit Glernau die Curiosität behandelte, wirkte vollends sichtlich auf die Umstehenden. — Jetzt kam Frau von Runolt mit ihrer Tochter zurück, und hinterdrein ein Schwarm Neugieriger, welche aus den confusen Exclamationen der Erzählerin halb verstanden hatten, daß sich ein Wunder zugetragen, und nun den Ausgang desselben mit erleben wollten. Unter ihnen befand sich

auch Raimund. So wie er seines Vetters Namen hörte, triumphirte er augenblicklich, in der Hoffnung, daß eine Entdeckung gemacht sey, welche den Verhaßten jetzt vor seinen Augen vernichten würde. — Er stand sehr betroffen da, als er den Zusammenhang erfuhr und den verwünschten Erbschaftsräuber plötzlich von der Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gesellschaft umgeben sah. — Und als der Geheimerath nun im Vorbeigehen ihm in die Ohren flüsterte: „befolgen Sie meinen Rath, da es noch Zeit ist — Glauben Sie mir, Sie richten nichts gegen ihn aus — d e m kommt sein früheres Leben von allen Seiten zu Hülfe! Und was wollen Sie denn gegen ihn?" — Da mußte er sich wirklich gestehen, daß nach allem Anschein die bisher so wackelichte Situation seines Gegners bald in einen sehr festen Thurm umgeschaffen seyn möchte.

Die Gräfin Dolm hatte von einem nahen Sofa aus die Scene mit angesehen, welche nicht verfehlen konnte, den Ball der Generalin mit einer Glorie von Celebrität zu krönen, und als den Anfangstermin einer in den Annalen der Residenz merkwürdigen Epoche zu bezeichnen. Sie wollte und mußte ihren Theil davon haben. Denn wie konnte sie mit ruhigem Gewissen den Ball verlassen, wenn sie sich vorwerfen mußte, daß sie auch nur einen Moment versäumt hätte, ihre obwaltende Herrschaft über einen Mann auszudehnen, der so-

gleich bei seinem ersten Auftreten ein „Löwe" zu werden versprach, und von der Vorsehung bestimmt schien, das träge Drehrad der insipiden Residenzbegebenheiten in lebhaften Umschwung zu bringen!

Sie winkte dem Legationsrath.

Stahl schoß heran.

„Sie kennen den Baron?" — sprach sie mit dem holdesten Ton ihrer Silberstimme — „Er scheint ein interessanter Mann. Wie geht es zu, daß er noch so fremd ist?"

„Das Räthsel können allein die Damen lösen, welche ihn nicht bei sich angenommen haben. Die Frau Gräfin Dolm steht an der Spitze —"

„Eines Complotts wohl gar? Kann ich dafür, wenn er zu einer Stunde kommt, wo ich — die ganze Welt weiß es — meine intimste Freundin nicht annehmen würde?"

„Sie werden doch ihm, der hier ganz neu ist, diese Unkunde nicht zum Vorwurf machen?"

„Ihm nicht, aber seinen Freunden, die ihn so schlecht instruiren."

„Also mit andern Worten, in diesem Fall, Ihrem unterthänigsten Diener, welcher immer so glücklich ist, von Ihrem himmlischen Zorn getroffen zu werden. Ich unterwerfe mich in gewohnter Zerknirschung, und erbitte es mir zur Gnade, meine Unthat sogleich zu repariren."

Auf ihr Lächeln trat er zum Baron und kehrte

sogleich mit ihm zurück an den Thron der Fee, welche nun die Huldigung des neuen Verehrers mit der liebenswürdigsten einfachsten Freundlichkeit aufnahm.

Das Gespräch zwischen Otto und Josephinen bekam nothwendiger Weise eine sehr merkwürdige Richtung.

Wie so? Nothwendiger Weise?

Wie so? — ! — Denkt euch doch einen geistreichen Mann, welcher die Entwickelungsperiode seines Lebens bei don'schen Kosaken und afrikanischen Piraten zugebracht hat, und eine junge schöne herrschsüchtige Frau, welche in der Treibhaus-Atmosphäre europäischer Civilisation, in den Etikettschulen deutscher Höfe aufgewachsen und aufgeblühet ist — setzt diese beiden zusammen im Getümmel eines Balles, wo unter dem Accompagnement der Walzer- und Cottillonsmelodien die Conversation leicht und los wie ein Luftballon hinschwebt, — und dann gebt Acht, in welchen seltsamen Schleichwegen und Engpässen wortauskramenden Schleichhandels dies contrastirende Paar sich begegnen wird!

Otto freilich war in dem Jargon unsers Salon-Geschwätzes sehr fremd. Eine angeborne Schlauheit aber flüsterte ihm zu, daß bei einer schönen Dame die Gegenwart mehr gilt, als Jahrhunderte vergangener Begebenheiten, und ein keckes Schmei-

chelwort zehn Phrasen schweren Verstandes aufwiegt. In diesem Sinn überließ er sich einem Schwatzen ohne Bahn und Schranken. Er merkte zu seiner eigenen Verwunderung, daß die Worte ihm zuließen, wie jene fabelhaften Mäuse dem Rattenbeschwörer; merkte bald, daß Josephine ihm gern, daß sie ihm mit einer stutzenden Aufmerksamkeit zuhörte, und ehe zehn Minuten vergingen, waren sie in einen Ton der gegenseitigen Annäherung gerathen, als hätten sie wenigstens schon ein Dutzend Bälle mit einander verlebt.

Ein Dutzend Bälle! Was will das sagen? —

So kann nur der fragen, der nicht weiß, was ein vertrauliches vom harmonischen Getöse des Orchesters übertöntes und vor lauschenden Ohren gesichertes Gespräch mit einer schönen oder liebenswürdigen Frau ist — selbst wenn man nicht mit ihr tanzt.

„Sie tanzen nicht?“ fragte Josephine, welche drei Herrn nach einander den vor ihnen herumwirbelnden Walzer abgeschlagen hatte.

„Was ich jemals davon verstand“ — sagte er — „hab' ich bei den Kosaken und Seeräubern verlernt. Und überhaupt find' ich, ist das Tanzen eigentlich keine Sache für uns Männer. Wir gehören auf's Pferd, nicht auf den Tanzboden. Wenn diese Herren dort sich sehen könnten, wenn sie sähen, wie schlecht, wie lächerlich die meisten sich ausnehmen,

mit ihrem eckigten gespreizten Herumspringen; von funfzig hörten morgen dreißig auf zu tanzen."

„Damit geschähe den armen Damen ein fürchterlicher Dienst" — sagte sie — „Wohl uns, daß kein solcher Schreckensspiegel zur Hand ist."

„Finden Sie, daß ich Unrecht habe? — Sehen Sie einmal hin, und widerlegen Sie mich."

Der Sofa, auf welchem Josephine saß, stand so, daß sie den ganzen Tanzsaal der Länge nach übersah.

„Unrecht?" — versetzte sie — „Im Allgemeinen wohl nicht. Indessen könnt' ich Ihnen doch eine Menge glänzender Ausnahmen aufzählen. Und man tanzt ja auch nicht, um sich sehen zu lassen, sondern um sich zu amüsiren."

„Vielleicht hab' ich in meine Art, die Sachen dieser Welt anzusehen, zu viel Orientalisches aufgenommen (Bekanntlich tanzt im Orient kein Mensch, der nicht besessen oder ein Derwisch oder ein Tänzer von Metier ist). Wahrscheinlich finden Sie meine Ansicht höchst abgeschmackt; und ich muß es mir gefallen lassen. Aber Sie glauben nicht, wie lächerlich einem Menschen von meinem Schlage diese Ergötzung vorkommt. Wenn alle die jungen Herren und Damen in einander verliebt wären — ah! dann wollt' ich die Sache loben, sie hätte einen Sinn. Aber da sie das nicht sind, zum Theil nicht seyn wollen, zum Theil nicht können — so gestehen Sie

mir, daß dieses Angreifen, Umfassen, Schleifen, Drehen und Rutschen für den unbefangenen Beobachter auf die Länge einen ganz eigenen Effect macht." —

„Sie wollen doch nicht der unbefangene Beobachter seyn!" — lachte Josephine — „Erstens ist der Anblick Ihnen neu, und zweitens tanzen Sie nicht. — Diese zwei Umstände vernichten schon jede Unbefangenheit Ihres Urtheils. Sie sind Partei, und zwar eine neidische Partei!" —

„Sie dichten mir da eine schöne Gesinnung an."

„Wahrheit! Keine Dichtung! Neid ist die hervorstechende Eigenschaft aller Männer. Sie werden davon keine Ausnahme machen."

„Ich bin eine Ausnahme von allen Regeln."

„Das sagt Jeder von sich, und Jeder ist wie die tausend Andern — Sehen Sie, da sind Sie schon in der Regel."

„Und in Ihrer Verdammniß?"

„Ach nein, damit bin ich nicht so rasch. Sie können sich ja noch bessern. Und wenn auch nicht, so bin ich tolerant."

„So? Und denken also, mich in die Classe derer zu rangiren, die Sie dulden? — Nun, in der Rechnung sollen Sie sich wahrhaftig betrogen haben."

„Brüllen Sie nur nicht gleich auf, wie ein numidischer Löwe! Sie sind ein schrecklicher Afri-

kauer. Ja, Sie haben eine fürchterliche Lebensschule in dem Lande gemacht, wo die Frauen Sklavinnen sind. O, wie viel müssen Sie noch vergessen!"

„Bei Ihnen vergißt man die ganze Welt."

„Wie lange waren Sie in Algier?" — fragte sie rasch.

„Ich weiß kein Wort mehr davon — Aber das weiß ich gewiß — weder in Constantinopel noch in Algier, noch sonst wo hab' ich zwei solche Augen gesehen."

„Sie fangen wirklich an, sich zu bilden —"

„Darauf hoffen Sie nur lieber nicht, gnädige Frau. Ich bin wirklich ein wildes Thier, in dem auch keine Spur von Educabilität zu finden ist."

„Wieder eine anmaßliche Illusion — aber auch d i e wird vergehen. Hird sind schon ganz andere Wildheiten gezähmt worden! — Und wir haben unsre Mittel!"

Bei diesen Worten lachte sie ganz allerliebst, schlug mit dem Fächer in die kleine Hand, und blitzte ihm einen Blick zu, der einen Eisberg hätte in Brand schießen können.

Otto versank fast zur Selbstvergessenheit in ihre Augen. Aber es war auch eine fesselnde Gewalt in diesen schwarzen leuchtenden Tiefen! — Der keckste Schwimmer, einmal hineingestürzt, fand sich nicht wieder heraus.

Das Gespräch setzte sich in seinen neckenden Kreuz- und Quersprüngen noch eine Weile fort. Plötzlich stockte es. Josephine wurde einsylbig, zerstreut und blickte unter den langen Augenwimpern seitwärts. Otto verfolgte die Richtung ihrer Blicke, und sah den Hofmarschall Glernau, welcher wenige Schritte vom Sofa in würdig imposanter Stellung Posto gefaßt hatte, und seine scharfen Observationen ganz auf Josephinen concentrirte. In diesem grauen langnasig zugespitzten Vogelgesicht, war auch nicht eine Spur von Geist zu entdecken. Der Besitzer that sich viel zu gut auf diesen sogenannten Mangel, den er als eine seiner erhabenen Eigenschaften betrachtete. Seit Jahrhunderten war in seiner Familie nichts von Geist zu finden gewesen, und so stand er groß und edel da, ein vollkommener Repräsentant seiner Ahnherrn — „So Personen von Nichts" — pflegte er mit höhnischem Lächeln zu sagen — „bringen immer Geist und Talent in Anschlag, wenn sie einen Menschen taxiren. Der Mensch als solcher ist nun aber gar nichts — Ich will nämlich sagen — (nach diesem ihm sehr geläufigen Ausdruck pflegte er immer eine große Prise zu nehmen und hoch umher zu blicken) — so kleine Leute mühen sich schrecklich ab, glauben das Ziel zu treffen, und schießen immer vorbei — Talente? — hm! ja! für Comödianten und Versifexe — Geist? — ist eine besondere Neigung zu Albernheiten. Daß

Charakter und Wille allein den Mann machen, weiß dieses Geschlecht nicht. Freilich nur den Mann, der nicht von gestern ist — Ich will nämlich sagen"
— — — Dann hielt er inne, als ob ihm plötzlich eine große Idee wie ein Gespenst durch das leere Haupt zöge, und als ob das, was er nämlich sagen wollte, doch eigentlich zu gut für die plebeje Menschheit wäre. Hatte er aber einmal eine ganz in sich verhaspelte, aus halben Wahrheiten und zehnfacher Stupidität zusammengedrehte Phrase fertig gebracht, gesundem Menschenverstand völlig ungenießbar, dann war dies einer der großen Momente, für welche sich die Welt bei ihm bedanken mußte, und er sah nach einer dienstbaren Hand umher, welche den Orakelspruch sofort in Erz graben würde, zum Entzücken der nachkommenden Geschlechter.

Er mußte eben dergleichen großes Werk von sich gegeben haben, denn er stand da spreizbeinig wie der Coloß zu Rhodus — und sah auf das Meergetümmel zu seinen Füßen herab. Neben ihm stand Prinz Hugo, dessen stumpfes Profil mit dem Schnabel des Hofmarschalls wunderlich contrastirte. Aber auch in dem prinzlichen Gesicht ließ sich keine Andeutung einer im Hirnkasten dahinter steckenden Idee finden, und in so fern gab es wieder eine Aehnlichkeit zwischen beiden. Prinz Hugo war anzusehen wie eine halb verlöschte Zeichnung. Man

entdeckte etwas wie eine Nase, wie ein paar Augen, eine Art Leib und schwächliches Beinwerk. Das Ganze war nicht übel, war sogar hübsch zu nennen, glatt, zierlich, elegant ausgestattet — Aber es war kein lebendiger Mensch, es war nichts fertig Gewordenes — oder vielleicht besser, es war etwas Gewesenes. — Alfred hatte diese Charakteristik des Prinzen in Cours gebracht, und seitdem hieß Hugo das prinzliche Wesen. —

Prinz Wesen und der Hofmarschall näherten sich jetzt der Gräfin. Der Prinz mit einem Tadel des Balls, der so schrecklich leer sey — man werde nicht gedrängt, man werde nicht getreten, es sey überflüssiger Raum zum Tanzen. — Da solle man doch einen Londoner Rout sehen, z. E. bei der Herzogin X. oder der Marquise Y., wo man Gott danke, wenn man sich nach zwei Stunden die Treppe herauf bis in den Salon hereingearbeitet habe. —

In dem Ton ging es fort. Otto hörte ihm eine Weile zu, und beobachtete unterdessen Josephinen, Sie wich seinen Blicken aus, und antwortete dem Hofmarschall auf eine seiner wunderlich verzerrten Phrasen mit einem Wort, welches witzig seyn sollte, aber doch etwas gezwungen heraus kam. Otto bemerkte, daß er in diesem Augenblick den drei Personen im Wege war. Deshalb eben blieb er ihnen zum Trotz sitzen, zum Theil aus Verdruß

über die Gräfin, welche den beiden stupiden Personagen eine unbegreifliche Aufmerksamkeit widmete, und mit Sorgfalt dem einen eben so viel Worte als dem andern zuwog. Nachdem er glaubte, das Kleeblatt, welches aus einer Wunderblume und zwei welken Pflanzen zusammengesetzt war, hinlänglich geärgert zu haben, stand er mitten in einer angefangenen Rede auf, und ging fort, ohne sich umzusehen.

„Was wollen Sie machen?“ — sagte am andern Ende des Saales Prinz Arnold zum Rittmeister, der sich über das unerwartete Glück seines Vetters beklagte — „Können Sie ihn nicht ausbeißen, so müssen Sie sich mit ihm vertragen. Geben Sie sich nur kein Ridicüle.“

Der Prinz hatte keine Zeit, die Antwort seines Getreuen anzuhören. Er lauerte mit seiner Lorgnette auf Alma, welche ihn besonders am heutigen Abend mit unerhörter Grausamkeit, ja mit Geringschätzung behandelte. — Und doch — sagte er zu sich — ist sie nichts als eine verschmitzte Heuchlerin. Sie will sich nur theuer machen, diese kleine Person ohne Namen. Aber an mir gehen ihre Künste verloren. Sie wird schon klein zugeben.“

Otto kam eben von der andern Seite zu einer Scene, die er nicht ohne Interesse betrachtete.

Bei einer neu anfangenden Tanzmusik eilten Prinz Arnold und Alfred zugleich auf Alma zu. Doch kam Alfred einen Schritt eher, und Alma's Hand lag schon in der seinigen.

„Aber mein Fräulein!“ — rief der Prinz — „Sie haben mir diesen Walzer versprochen.“

Alfred und Alma behaupteten einstimmig, daß er sich irre. Der Prinz blieb bei seiner Behauptung. Man stritt, und als die Sache kein Ende nahm, gab der Prinz deutlich zu verstehen, daß sein Anspruch doch wohl ohne Frage jedem andern vorgehe. Alfred aber verstand dieses Prinzenrecht nicht und ging am Ende trotzig mit seiner Dame fort, welche dem zornigen Blick des Prinzen ein stolzes Achselzucken und grausames Hohnlächeln entgegensetzte.

„Wehe Ihnen!“ — sagte sie zu Alfred — „wenn Sie nicht so ritterlich gefochten hätten!“

„Ein Glück“ — versetzte er lachend — „daß mein Kampf Ihnen gefiel. Hätte er nicht Ihrer wankelmüthigen Laune eben so leicht mißfallen können?“

„Wie so? Die Entscheidung blieb ja doch immer mir. Aber Sie haben sich den Ausspruch erworben, welchen ich für Sie gethan.“

„Und wenn ich nun zaghaft zurückgetreten wäre — mein Recht dem schönen Prinzen aufgegeben hätte?“

„Ja, dann!“ — rief sie mit einem halb komischen, halb tragischen Pathos.

„In meinem Leben“ — sagte er — „hätt' ich keinen Tanz wieder von Ihnen erhalten.“

„Und damit wähnten Sie frei gekommen zu seyn? — Sie sahen meinen Willen. Hätten Sie den nicht respectirt — erdrosselt hätt' ich Sie!“

„Ja, das wären Sie im Stande.“

7.

Den gerichtlichen Formen und Förmlichkeiten, welche überstanden werden mußten, ehe Otto in den Besitz des väterlichen Nachlasses eingesetzt werden konnte, war Genüge geleistet. Raimunds Operationen hatten nichts dagegen vermocht. Otto verließ den Gasthof, welchen er bisher bewohnt, und zog in das Soltar'sche Haus. Dieser Tag war ein vollkommener Sieg. Sein bisheriges ungewisses zweideutiges Verhältniß verwandelte sich in eine gebietende Stellung.

Sey im Besitze und du wohnst im Recht!

Dies Wort unsers großen Dichters ward an ihm zur glänzenden Wahrheit.

Sobald die lang verschlossen gewesenen Pforten des väterlichen Hauses sich dem Baron geöffnet hatten, und die Bewegung in demselben und draußen

umher verkündete, daß in diesen Mauern nun wieder ein frisches Leben aufgehen, von ihnen aus mancher Verkehr und Erwerb gedeihen, der Glanz der Residenz bedeutend zunehmen werde — so wendete sich alles, o, mit dem reinsten Wohlwollen! und mit welcher herzlichen Zuvorkommenheit! zu dem reichen Manne, dem Jeder es nun sofort wollte angesehen haben, daß er auch ein Wunder von Geist und Bedeutung in jeder Hinsicht wäre.

Raimund dagegen wurde allgemein verlacht. — Wie war er nur auf den albernen Einfall gekommen, seinen Vetter verdächtig machen zu wollen? Und wie ungeschickt hatte er sich dabei benommen! —

Otto, weit entfernt, in dies Gespött einzustimmen, vertheidigte den Rittmeister und suchte ein gutes Verhältniß mit ihm herzustellen. Er bat den Legationsrath Stahl um seine Vermittelung, und sagte zu diesem:

„Nichts natürlicher, als daß er mein Feind ist. Egoismus regiert die Welt, und hält sie zusammen. Wie sollte Raimund mich nicht hassen? Er müßte ein Pilz seyn, wenn er es nicht thäte. Ich hab' ihm zu viel geraubt. Und kann er es mir wieder abnehmen, so thut er seine Schuldigkeit. Nur hätte er sich nicht des verhaßten niedrigen Mittels der Proceßwege bedienen sollen."

„Blieb ihm denn ein anderes?" — versetzte Stahl — „Er hätte Sie denn allenfalls todt schlagen müssen."

„Das wäre Recht gewesen. Das Leben ist ja ein allgemeiner Kriegsstand. Die Fürsten machen sich gar kein Bedenken daraus, wegen ihrer Meinung oder zur Ausdehnung ihrer Tyrannei ein paarmal hundert tausend Menschen umbringen zu lassen. Ich bin nach meiner Ueberzeugung so klug und so viel werth als irgend ein Monarch. Eine Armee kann ich zwar nicht marschiren lassen, aber meinen Gegner vor mir niederstrecken, das kann ich, und werd' es bei jeder Gelegenheit thun. —"

„Sie haben, wie Sie vorhin sagten, nichts dagegen, wenn man Ihnen dasselbe erzeigt, und in so ferne sind Sie wenigstens nicht ungerecht. Aber soll dies allgemein gelten, so kann die menschliche Gesellschaft doch bei solchen Gesetzen nicht bestehen, welche alle Sicherheit, alle Ordnung vernichten. — Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen wollen, Ihr Kriegssystem in der Welt so einzuführen, daß zwei Menschen dabei neben einander existiren können?"

„Das würde nun wieder mich zu weit führen. Und daß ich eine so wüthende Kriegsgurgel gar nicht bin, davon gebe ich ihnen ja den hellsten Beweis, indem ich Sie zu meinem Gesandten am Friedens-Congreß ernenne. Und wie schon gesagt,

mit unbedingter Vollmacht. Ich ratificire alles, was Sie ihm bieten. Wegen der guten Art verlass' ich mich ganz auf Ihre diplomatische Geschicklichkeit. — Welchen Erfolg versprechen Sie mir?"

„Keinen."

„O, da kennen Sie meinen Vetter schlecht! Er hat, wie Sie mir ja selbst erzählten, in Hoffnung auf die große Erbschaft, bedeutende Schulden gemacht; er wird mit Vergnügen mir erlauben, daß ich sie bezahle. Kann er sich nachher mit mir nicht vertragen, so bleibt es ja immer in seiner Hand, die alte Feindschaft wieder aus der Rüstkammer hervorzuziehen."

„Ich kenne Ihren Vetter, und Alles was Sie umgiebt, zehnmal besser, als Sie es je kennen werden; und sage Ihnen vorher, daß wir bei ihm nichts ausrichten. Sein Stolz ist noch hochmüthiger als Ihre Freigebigkeit."

Stahl ging zum Rittmeister, wo er seine Prophezeihung durchaus eintreffen sah. Die wahrhaft freundschaftlichen, großmüthigen und vom Legationsrath auf's Geschickteste angebrachten Anerbietungen des Barons wurden mit hochfahrendem Troß zurückgewiesen.

Raimund sagte: „Wer der — Baron Soltar auch sey, mein Freund kann er nie werden, und nur von einem Freunde könnte ich annehmen, was ich in umgekehrter Lage auch nur einem Freunde an-

bieten würde. Mit einem Feinde verkehre ich nicht durch Gold sondern durch Eisen."

Bei dieser Antwort blieb es. Stahl brachte sie, natürlich in sehr gemilderten Formen und Ausdrücken an Otto.

Dieser stutzte doch über das Fehlschlagen seiner Erwartung.

„Sie lieben ja den Krieg" — sagte Stahl mit Lachen — „der Rittmeister, wie Sie sehen, liebt ihn auch."

„Also Krieg?" — sagte Otto verdrüßlich vor sich hin — „Nun denn, wir wollen sehen, wem der Sieg bleibt. Aber diesmal hat mein Vetter Unrecht."

„Diesmal" — versetzte Stahl — „hat er im Grunde durchaus Recht. Sie wissen, daß ich zu dieser Negociation mich nicht gern verstanden, und Ihnen meine Ansicht sehr klar entwickelt habe. So wie Sie jetzt noch gegen einander standen, lag in Ihrem Vorschlag der versteckte Plan einer Demüthigung. Er wenigstens mußte diese herausfühlen, wenn sie auch von Ihnen nicht hineingelegt war."

Am Abend desselben Tages erhielt die Direction eines Waisenhauses einen versiegelten Kasten mit zehn Goldrollen und dem anonymen Billet: „Diese Summe war zu einem guten Werk bestimmt. Da sie dort verschmäht worden ist, so wende ich meine

Gabe nach einer anderen Seite, wo ihr hoffentlich ein besserer Empfang zu Theil wird."

Dieses Ereigniß, die reiche Gabe, machte großes Aufsehen, und der Name des Barons war mit den Zusätzen: königliche Freigebigkeit! — großer Sinn! 2c. auf allen Lippen.

Als Otto sein väterliches Haus betrat, ward er im Vorhof von den beiden alten Dienern empfangen, welche es bisher bewacht hatten. An der Thür unter dem Säulengange kam ihm knixend und mit dem officiellen Schlüsselbunde klirrend, die alte Haushälterin entgegen, welche gleichfalls ein überkommenes Erbstück, und nach dem Tode des alten Barons als Pflegerin der geistersehenden Tante Judith im Hause geblieben war. —

Durch Otto's freundliche Empfangworte und Zusicherungen beglückt, führte dies graue Gefolge ihn die große Treppe hinauf, durch die Reihe der Zimmer, deren eins nach dem andern sich vor den Schlüsseln der Frau Glinzer aufthat. Die niedergelassenen Vorhänge, verhüllten Spiegel und Kronleuchter machten sammt den etwas veralteten, aber durch leinene Ueberzüge doch sorgfältig geschonten Meubles, einen unheimlichen Eindruck. Die langen Säle heran herrschte das ahnungsvolle Schweigen einer alten Gespensterburg. Und als Otto in der Rotonde des mittelsten Saals durch den Florschleier eines hohen Wandspiegels, sich und seine hinfällige

Begleitung so geisterhaft verneбelt erblickte — da überwältigte ihn wirklich eine fast schauderhafte Empfindung. Er glaubte das Bild seines Vaters, Zorn im Auge, und Fluch auf der Lippe, aus dem Rahmen hervortreten zu sehen. — Zwar suchte er schon unmittelbar darauf den wachen Traum zu verspotten, dessen Erscheinung ihn so gewaltsam überrascht hatte. Aber es gelang ihm damit nicht besser, wie es mit so manchem andern Dorn geht, den man nur tiefer ins Fleisch treibt, während man sich bemüht, ihn heraus zu drücken.

Die Anstalten, welche Otto zur Einrichtung seines Hauses nöthig fand, veranlaßten eine Menge Bestellungen. Ein Corps herrenloser Haus- und Stalldiener, und sämmtliche Handwerker der Residenz kamen in Bewegung. Unter den Letztern befand sich ein schon mehrmals abgewiesener Tischler, welchem es endlich doch gelang, bis zum Baron durchzudringen, den er nach seiner Versicherung nothwendig selbst sprechen müßte.

Er berief sich darauf, bei Lebzeiten des alten Barons die Kundschaft im Soltar'schen Hause gehabt zu haben, und hoffte, auch für die Zukunft auf gleiche Gunst rechnen zu dürfen, besonders da er das Glück gehabt hätte, in früheren Zeiten dem jungen Herren aus besonderen Umständen persönlich bekannt zu seyn.

Otto konnte sich nicht sogleich auf den Mann besinnen, der mit ihm von gleichem Alter seyn mochte. Der Name Steinal war ihm wohl erinnerlich, aber jene „besondern Umstände," auf welche der Meister unter Beifügung eines pfiffigen Augenblinzelns mehrmals anspielte, wollten ihm nicht beifallen.

Als der Tischler merkte, daß seine Winke nicht verstanden wurden, rückte er endlich näher und sagte: „Erinnern der Herr Baron sich gar nicht mehr? Es war nur kurz vorher, ehe Sie zur Armee gingen — im Jahre 1812. Ich arbeitete gerade mit meinem Onkel draußen auf dem Gut, wo Ihr Herr Vater damals das neue Haus bauen ließ; und wir legten den Parketboden im großen Saal — Wissen Sie noch, wie Sie damals kamen, und den Sarg bestellten —"

„Einen Sarg?"

„Nun ja — für den französischen Grafen — Nicht wahr? — Nun fällt es Ihnen bei? — Der sich mit dem Prinzen geschossen hatte — auf dem alten Jagdschlöß — Lassigny hieß er. Ich weiß noch alles wie heute. Er wurde ja auch draußen begraben — und ich selbst hab' ihn nach dem Kirchhof tragen helfen —"

Lassigny! — Otto erschrak fast bei diesem Namen. — Das wegen Lassigny's Todestag dem Obersten Villaret gegebene Versprechen fiel ihm wie

ein schwerer Vorwurf auf's Herz. Im Gewühl seiner eigenen Angelegenheiten hatte er es ganz vergessen. Mußte ihn Meister Steinal jetzt daran erinnern? — Er ließ sich mit dem Tischler näher auf die Sache ein. Der Mann vom Hobel, beglückt, einen so tüchtigen Block des Gesprächs mit seinem gnädigen Baron angesägt zu haben, schnitzte und leimte ihm die ganze Begebenheit bis auf die kleinsten Leisten und Zapfen fertig. Und seiner Seits besann auch Otto sich auf manchen Umstand jener tragischen Begebenheit, welche, seltsam genug, nach Jahren noch immer wieder aus den über sie gedeckten Schleiern hervorstrebte — gleichsam wie ein lebendig Begrabener, der den Sargdeckel abzuwerfen sucht.

Für Otto war diese zufällige Wendung des Gesprächs das Hauptthema desselben geworden. Meister Steinal aber wollte viel lieber sich der lebendigen Kundschaft versichern, als den todten Grafen aufscharren, von dem nichts mehr zu verdienen war. Indessen wußte er mit Standespersonen umzugehen, und auch hier mit Warten, Einlenken und Wiederanfangen dem Baron so lange nach dem Munde zu reden, bis er endlich einen soliden Gegenstand, nämlich die für das Haus zu machenden Bestellungen auf die Bahn brachte. Otto fühlte ein dunkles Interesse, den Mann zu verpflichten, und ging mit ihm durch einige Zimmer, in

welchen er Manches zu ändern dachte. Die Formen verschiedener Meubles und ihre Preise kamen in vorläufigen Anschlag; nicht ohne manchen Schwur und Seufzer des Meisters über schlechte Zeiten, über den herunter gekommenen Erwerb und die verkehrte Zunftverfassung, welche besonders das Tischlerhandwerk drücke.

Da, meinte er, müsse eine Hauptreform vorgenommen werden, und der Himmel habe den Herrn Baron zur rechten Zeit wieder heimkehren lassen. Auf Otto's Frage: wie das gemeint? gab er deutlich zu verstehen, daß im Publikum der Baron für den Mann gelte, welcher bei der Umgestaltung der ständischen Verfassung den Hauptstrang ziehen werde — auf ihn wären alle Augen gerichtet, und die Handwerker besonders erwarteten von ihm eine Verbesserung ihrer Lage — was ja doch auch bei der ganzen Constitution die Hauptsache wäre.

Otto hörte eine Weile nicht ohne Verwundern zu, wie der Meister nun eifrig Säge und Meißel an die bestehenden Einrichtungen ansetzte, und alles, was ihm nicht gefiel, zu Spänen klein machte. Endlich fragte er ihn: ob er wirklich der Meinung sey, daß eine neue ständische Verfassung allen Beschwerden aller Staatsbürger abhelfen solle? könne? werde?

Allen — versetzte Steinal — werde wohl nicht geholfen werden mögen, und namentlich seyen die

Erwartungen des Bauernvolks so thöricht und wahnwitzig, daß man nur die Achseln zucken könne — Aber daß für die Bürger, vornämlich für die Handwerker, ganz besonders aber für das Tischleramt besser wie bisher zu sorgen sey, müsse jeder Verständige einsehen — denn sonst, frage er, wozu überall Verfassungen gemacht würden?"

Ob er denn glaube, sagte Otto, daß mit der ständischen Verfassung eine Erleichterung im Steuerwesen, eine Vermehrung des Erwerbs nothwendig verknüpft sey? — Ob nicht manche neue Steuer-Einrichtung, namentlich dem Bürger, wenn auch nur indirekt, sehr nachtheilig werden möge? — Das, meinte Steinal, ließe sich nicht durchsetzen; es werde eine Revolution geben. — So? Wenn aber zum Beispiel den reichen Leuten größere Lasten aufgebürdet würden? — Ja, das wäre eben das Rechte! — Wirklich? Wenn nun zum Beispiel der Baron Soltar künftig im Jahr hundert Carolin mehr an Abgaben bezahlen müßte, wenn gewisse Luxusgegenstände höher besteuert würden — und er dann, um auf der anderen Seite zu sparen, dem Tischleramt ein paar hundert Thaler weniger zu verdienen gäbe? He? — Der Meister glotzte ihn mit offenstehendem Maul an. — Dagegen, sagte Otto, ließe sich doch wohl mit einer Revolution nichts ausrichten? — Der Meister kratzte sich im Kopf, meinte aber doch: so bleiben könne es nicht; sonst

hole der Teufel sie alle, und dann möge er auch die Verfassung holen.

Unter diesen volksthümlichen Gesprächen waren sie durch die Zimmer im untern Stock des Hauptgebäudes gegangen, und traten jetzt auf einen Vorsaal hinaus, welcher in den Seitenflügel führte. Hier kam ihnen Madame Glinzer mit ihrem wirthschaftlichen Schlüsselbunde aber zugleich im Putz einer neuen Haube und eines vorzüglich bunten Kleides entgegen. Als Otto sie lächelnd fragte, warum sie sich heute so schön gemacht? versetzte sie mit einem zierlichen Knix, sie feiere heut einen besonderen Festtag. — Fräulern Judith nämlich, obgleich von ihrer Blindheit noch nicht wiederhergestellt, habe ihr schon in der Frühe aufgetragen, den Baron um seinen Besuch zu bitten. Bis jetzt sey ihre Hoffnung, ihn bald sehen zu können, nicht in Erfüllung gegangen, aber sie vermöge nicht länger mit ihm unter einem Dache zu hausen, ohne sich wenigstens seiner Stimme, seines Gesprächs zu freuen, und ihm für die zugesicherten, und zum Theil schon wirklich empfangenen Wohlthaten zu danken.

Otto überließ den constitutionellen Tischler seinen Reform-Projekten und folgte der Einladung.

Fräulein Judith von Langeneck war eine Cousine der Baronin Soltar. Nach dem Tode seiner Frau stellte der Baron die Cousine an die Spitze

seines Hauswesens, und ein paar Jahre hindurch bewährte sich diese Wahl als eine vortreffliche. Ein heftiges Nervenfieber aber brachte die Tante — so hieß sie nicht nur im Hause, sondern im ganzen Kreise ihrer nahen und fernern Bekannten — an den Rand des Grabes. Und als sie von einem langen Krankenlager wieder aufkam, war ihr ganzes Wesen zerrüttet. Ihre früher nur träumerische Einnigkeit artete in ein dumpfes Brüten und phantastisches Nebeln aus. Visionen bei Tage, Traumgesichte bei Nacht, Hellsehen, Verkündigungen und die gefürchtete Gabe, den Leuten ihren Todestag an der Stirn zu lesen, machten sie jetzt zu einer allgemein angestarrten, besprochenen, gefürchteten Person. Wenig fehlte, so ward sie für eine Hexe und Giftmischerin verschrieen. So lebte sie mehrere Jahre im Hause des Barons, welcher die Unglückliche nicht verstoßen konnte. Da ward sie von einer zweiten schweren Krankheit ergriffen. — Wenn sie diesmal doch stürbe! — hieß es allgemein. — Sie genas jedoch endlich wieder; aber ihre Augen hatten so gelitten, daß sie von jetzt an oft Monate — halbe Jahre lang völlig blind war. Sie zog sich nun ganz von der Welt zurück, lebte nur mit ihren Grillen und Träumen und Gespenstern, und war selbst wie ein solches anzusehen. Die lange weiß gekleidete Gestalt, mit einer schwarzen Haube über dem blassen hohläugigen Gesicht, war ein schreckliches

Bild. Zu ihren Wunderlichkeiten gehörte, daß sie stets an der rechten Hand einen schwarzen Handschuh trug. Fragte man nach der Ursache, so antwortete sie: die Hand gehe mit einer bösen That um, und müsse deshalb im Gefängniß gehalten werden. Vorüber laufende Kinder, von welchen sie zuweilen hinter ihren Fenstern erblickt wurde, riefen sich zu: sieh', da steht die todte Hexe! An schönen Sommerabenden ging sie wohl einmal in den Garten, welcher sich hinter dem Soltar'schen Hause bis an den von Gärten, Hügeln, Büschen und einem Theil der Stadt umgebenen Landsee hinabzog. Hier verweilte sie ganze Stunden auf einer über das Wasser hinaus gebauten Angelbrücke, unbeweglich wie eine Statue. Unter den Fischern verbreitete sich der Glaube, sie verbanne die Fische. Sah einer sie von Weitem, so murmelte er verdrießlich einen Fluch; die Bucht am Soltar'schen Garten ward von keinem Boot befahren, und mehr als einmal gelangten an den Baron anonyme Bitten, er möge doch das Ungethüm aus seinem Hause verbannen. Er achtete aber weder hierauf noch auf ähnlich lautende Ermahnungen seiner Freunde, und ließ ihr, obgleich sie ihm selbst den Todestag voraussagte, das freundliche Zimmer in dem Seitengebäude, welches sie Jahre lang bewohnt hatte, und in welchem nun Otto sie aufsuchte.

Es gab ein wunderlich einseitiges halbes Wiedersehen zwischen ihm und der Alten, die mit ihren erblindeten Augen sich nicht überzeugen konnte, wie weit ihr Pflegesöhnchen, der verzogene Liebling des ganzen Hauses, sich während der langen Trennung verändert hatte.

Sie erhob sich bei seinem Eintritt von ihrem Lehnstuhl, und kam ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Er eilte auf sie zu, und wollte sie an ihren Sitz zurückführen. Sie lehnte es ab, mit den Worten: „mich braucht niemand zu führen; o, ich kenne jeden Schritt und Tritt im ganzen Hause, und gehe niemals fehl. Darum dank' ich Dir auch recht herzlich, mein guter Otto (sie hatte das Privilegium, alle Leute mit Du anzureden) daß Du mich bei Dir behalten willst. In ein anderes Haus vertrieben, wär' ich vor Gram gestorben. Es liegt nun freilich an meinem Leben nicht viel, und die letzten Stunden werden bald da seyn. Aber dann hätt' ich doch ein elend kummervolles Ende gehabt."

Otto sah mit Bewegung die scharfen Züge, die tiefen Augenhöhlen, die bleichen schmalen Lippen, um welche doch noch eine gewisse Anmuth schwebte, wie denn überhaupt, aufmerksam betrachtet, die hohe Gestalt und das ernste Gesicht der Alten, mehr imposant als abschreckend erschien.

Sie faßte jetzt seine Hand, und zog ihn mit an ihren Sessel. Er mußte sich neben ihr niedersetzen und erlauben, daß sie ihm mit den zitternden weißen, knöchernen Fingern, von welchen sie den schwarzen Handschuh abzog, über die Stirn und die Wangen fuhr.

„Ich bin eine arme blinde Frau“ — sagte sie schmerzlich lächelnd — „die leider gar oft mit ihren Fingerspitzen sehen muß. Aber Du bist mein Otto und nimmst mir's nicht übel. — Hm! Deine Wangen sind wohl nicht mehr so voll, und die Stirn hat auch ihre Furchen — Armer Junge! was Du auch ausgestanden hast! — Aber ich fühle noch jeden Zug heraus. Weißt Du auch? Ich hab' es immer behauptet, Du wärst nicht todt und kämest wieder. — Du bist ja so still? — und Dein Athem geht gewaltig? Ja, ein Wunder ist es wohl, daß Du mich altes Käuzlein noch am Leben findest.“

Otto hatte wirklich Mühe, einige Worte hervorzubringen. Nie hätt' er gedacht, daß ihn diese Zusammenkunft so erschüttern würde.

Aufmerksam, überrascht, ja, stutzend horchte sie auf seine Rede. Dann faltete sie beide Hände zusammen, und sagte, mit leisem Kopfschütteln:

— „Seltsam! Wie Deine Stimme mich auf einmal so lebhaft an den andern Otto erinnert. Du bist es; und mir ist doch, als ob ich ihn spre-

chen hörte. Man konnte Euch Beide freilich in Allem verwechseln. Du hast aber ganz seinen Ton angenommen. Der arme Junge sollte also nicht wiederkehren? Wo hast Du ihn denn gelassen? — Bis England hör' ich, soll er mit Dir gekommen seyn?"

Otto fuhr erschreckt zusammen. Die Frage: wo hast Du ihn gelassen? — aus diesem Munde! — Es war, als ob die Stimme des Vergelters über den Sternen zu ihm durch diese bebenden Lippen der unheimlichen Alten spräche. — So war Cain beim Donnerwort: „Wo hast Du Deinen Bruder?" — erbebt. Otto aber wagte nicht jene Antwort: „Ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter seyn?" — Mit übel erkünstelter Fassung wiederholte er jenes Mährchen von wahrscheinlichem Untergang in einem Londoner Spielhause.

Sie neigte das Haupt zu ihm, und hörte genau zu. — „Es ist, als ob er mir aus dem Grabe seinen eigenen Tod erzählte — Wie Du das Wort London aussprichst, ich meinte fast, so könnte nur Er London sagen. Ja! ja! — leider ein böser wilder Bube war er immer. Er glaubte keinen Himmel und keine Hölle. Etwas Gutes hat er nie gethan."

Otto's Stimme zitterte, — (und wenn die Alte ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, sie würde vor seinem bleichen verstörten Gesicht erschrocken

seyn. — Diese Beiden, so gegen einander — es war ein düstres Bild!) — Seine Stimme zitterte, indem er sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich es Gutes nennen darf — aber liebe Tante, er hat mir dreimal — dreimal das Leben gerettet, — mit Aufopferung des seinigen. — Ich — ich hab' ihm eigentlich mit Undank dafür gelohnt — Und so bös als Sie ihn glauben, war er doch nicht — wenigstens nicht immer."

— „Das Leben gerettet?" — wiederholte sie kopfnickend — „Wahrlich? — Und dreimal? — Ja, das ist es eben, was ich sagen wollte. Trotz aller seiner tollen Streiche und gottlosen Reden konnte ich ihm doch nicht gram seyn. Er hatte wieder so etwas Treuherziges, Gerades —"

„Und wen er liebte —" fiel Otto hastig ein — „für den ging er in den Tod. Aber er wollte auch geliebt seyn. Und wo fand der arme verlassene Ratlos wohl Liebe? — Beim Vater nicht."

— „Das ist wahr."

„Beim Bruder auch nicht!"

— „O, Ihr Beiden vertrugt Euch doch so ziemlich."

„Ja, weil Otto immer nachgab. Aber der Bruder liebte ihn nicht."

— „Du liebtest ihn nicht? — Da hattest Du Unrecht. Du hättest ihn lieben sollen. — Ich

habe ihn recht herzlich lieb gehabt; obgleich ich ihn oft gescholten habe!" — setzte sie mit einer weichen Innigkeit hinzu.

Otto ergriff ihre Hand, und drückte einen brennenden Kuß darauf.

— „Du bist ungestüm! Was ist Dir?"

„Ich danke für den armen Otto."

— „Und sagst doch, Du hättest ihn nicht geliebt?"

„Darum eben — weil ich viel wieder gut zu machen hätte! — Und es freut mich, daß doch Jemand seiner in Liebe gedenkt."

— „Du bist ein seltsamer Widerspruch. Ich hoffe, Du hast Dir gegen ihn nichts vorzuwerfen? — Es war Dein Bruder. — Hast Du in London auch fleißig nachgeforscht — wo er geblieben?"

„Liebe Tante! In London! Wer kann da einen verlornen Menschen wiederfinden?"

— „Verloren? — So will ich beten, daß der Himmel sich seiner annehme, und er nicht ganz, nicht ewig verloren sey."

Sie neigte ihr Haupt, und flüsterte mit bebender Lippe fromme Wünsche vor sich hin.

Otto war ein harter Kopf, ein starker, fester Charakter. Das Schicksal hatte mit eisernen Händen ihn selbst eisern ausgeprägt. — Aber diese einfachen Worte gingen wie ein Blitzstrahl in sein

Metall — es glühete und schmolz unter dem flammenden Hauch.

Er stand hastig auf, und warf das Gespräch in eine andere Region. Es gelang. Auch gelang es ihm, die Alte eine Zeit lang bei der Gegenwart, bei Kleinigkeiten, bei Erzählung gleichgültiger Dinge festzuhalten.

Aber Tante Judith lebte, wie Alte und Blinde thun und thun müssen, doch eigentlich nur in der Vergangenheit. Sie hatte, wie eine reife Apfelsine unter der runzlichen Schaale eine Fülle süßen geistigen Saftes hegt, die sehnsüchtige wehmuthvolle Zärtlichkeit zu entschwundenen besseren Zeiten, frisch in ihrem Herzen aufbewahrt. Und dahin führte sie ihn mit sich zurück durch ihre Frage: ob er schon draußen in Breda gewesen wäre? — Als er dies verneinte, sagte sie: „mach, daß Du hinauskommst, Du hast draußen zu thun. Auch da gibt es gut zu machen — und zwar Dinge, welche Du wieder gut machen kannst und mußt. Die arme Sophie lebt dort in bitterer Armuth; ihr Mann ist gestorben — das Kind ist längst todt. — Das arme Würmchen hat kaum zwei Jahre gelebt — sie selbst ist krank und elend — und wird zum Theil auf öffentliche Kosten dürftig genug verpflegt. Ich gebe ihr monatlich eine Unterstützung. Aber Du mußt mehr thun."

„Sophie?"

— „Die ehemalige Kammerjungfer Deiner seligen Mutter. — Weiter brauch' ich nichts zu sagen. — Du weißt, daß sie um Deinetwillen aus dem Dienst kam, und zum Deckmantel ihrer Ehre den Förster Rubart heirathen mußte. Er hat sie arg gemißhandelt, und Alles durchgebracht, was sie von Deiner Mutter bekommen hatte."

Otto schwieg. Judith streichelte ihm die Wange und sagte: „ich kann mir deutlich vorstellen, wie Du roth wirst, und wie es Dich gut kleidet. Aber was Dich am Besten kleiden wird, ist: sie für das lange Leiden zu entschädigen, und ihre trüben Tage zu erheitern. Sie war freilich eine leichtsinnige wilde Hexe. Aber wenn Du sie wieder siehst, so denke daran, wie hübsch sie war —; und — wer sie zu Falle brachte" —

Auf seine Antwort, daß er wirklich schon den Entschluß gefaßt hätte, morgen hinaus zu reiten, versetzte sie freundlich: „nun so benimm Dich gegen sie auch so brav, wie ich es von meinem Otto erwarten darf."

Er machte sich bald los, und verließ das Zimmer. — Mit welchem Sturm aufgeregter Empfindungen in der Brust! — Am meisten aber beschäftigte ihn der Gedanke: Was solch' alte Frau für ein Gedächtniß hat! und ein Gedächtniß für Dinge, die bei uns Andern so zerronnen sind, wie Märzschnee im August!

8.

Am andern Morgen ritt er hinaus auf das Gut. Der Pastor, der Schullehrer und die Pächter hatten ihm einen feierlichen Empfang mit Ehrenpforten und singender Schuljugend bereiten wollen. Diese Ceremonien vermied er glücklich durch sein unerwartetes Kommen. Dagegen mußte er eine Menge Audienzen ertheilen. Denn Jeder wollte den jungen Gutsherrn sehen, der mit dem Kaiser Napoleon nach Sanct Helena gegangen, und endlich über Algier zurückgekommen wäre. Die Scene war lebhaft genug. Da fanden sich Grauköpfe, die den Herrn noch „so klein" gekannt hatten, junge Hausväter, die als ehemalige Spielkameraden mit ihm durch Feld und Wald gestrichen waren, hübsche Frauen von mittlerem Alter, die mit einem kleinen Anflug von bösem Gewissen halb verschämt abwarteten, ob der junge Herr in ihren etwas verblichenen Zügen noch wohl die hübsche Marie, die blonde Anne, die schwarzäugige Käthe erkennen möchte. Otto empfing alle mit einer aufmunternden Freundlichkeit, die, vom Herzen kommend, ihm auch sogleich die Herzen der guten Leute gewann. Sie waren entzückt, aus seinem Munde zu vernehmen, daß er die Namen Blasche, Drecs, Rommel und Schuck aus den russischen Schneefeldern und afrikanischen Wüsten in seinem deutschen Gedächtniß treu mit zurückgebracht hatte. Die Zau-

berkraft, welche einer klugen Herablassung vornehmer Personen beim Volke nie fehlen kann, sobald sie mit dem gehörigen Tact angewendet wird, zeigte sich hier in einer glänzenden Wirkung. Die bloße Erkundigung nach Frau und Kindern, und das gnädige Junker-Gesicht aus dem Perücken- und Fontangen-Zeitalter thut es freilich nicht mehr. Die Leute begehren heute, daß man eine in mehr als leerem Gewäsch bestehende Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe, an ihren Entbehrungen und Wünschen zeige. Diesen Punkt verstand Otto mit der Klugheit eines Mannes, welchen ein strenges Schicksal in seine Schule genommen hatte; und er wußte, zur Bewunderung der Landleute, sich mit einer solchen Geschicklichkeit in den Mittelpunkt ihres Ideenkreises zu stellen, daß sie wahrhaft entzückt seinen Worten horchten, und mit dem freudigen Vertrauen von ihm gingen: das sey doch einmal ein Herr, der das Herz auf dem rechten Fleck habe, und mit dem gemeinen Mann so umzugehen wisse, wie es heut zu Tage verlangt werde.

Als der Schwarm sich allmählig verlief, hielt Otto den Prediger noch mit der Bemerkung zurück, daß er von ihm eine genaue Auskunft über die Lage der Pächter und Guts-Eingesessenen erwarte, und sich deshalb seine Gesellschaft zum Mittagessen erbitte, welches jedoch nicht vor fünf Uhr Abends Statt haben könne, indem er bis dahin mit dem

Verwalter einen Ritt um die Gränze des Guts zu machen denke.

Soltar's Breda war eines der größten Güter im Lande, und hatte unter andern Annehmlichkeiten auch den Vorzug, daß es nur auf einer sehr kurzen Strecke unmittelbar mit andern Gutsgründen zusammenstieß. Es lag nämlich auf einer Halbinsel, welche von dem in einem großen Bogen um seine Fluren herkreisenden Fluß gebildet wurde. Wo die beiden Serpentinen des Flusses einander am nächsten kamen, fiel in eine derselben ein starker Mühlbach. Dieser machte wieder eine Gränze gegen das Gut Herborn, und nur an der offenen Stelle zwischen Bach und Fluß hatte Breda gegen das Dorf Rehweiler eine Landmark. Hier stieß es an das Bauerngut des Schulzen Staring.

Otto wollte heute nur um die Hälfte des Guts. Er ritt deshalb in Begleitung des Verwalters über die Flur, welche sich von den Hügeln zu den Wiesen hinabzog, durch den Wald, an den Fluß, und dann am Ufer hinauf bis zur Einmündung des Bachs. Weiter erreichten sie die Mühlen, welche, in schwarzer Schlucht zwischen Fels und Wasser malerisch eingeklemmt, die reizendste Waldeinsamkeit mit ihrem Geklapper belebten; — so kamen sie einige Stunden nach ihrem Austritt an die sogenannte Landmark. Zugleich mit ihnen näherten sich dem Gränzgraben von der andern Seite her zwei Rei-

ter; der vorderste auf einem raschen Fuchs war der Schulze Staring. Er hatte die Ankunft des Barons zu spät vernommen, und deshalb der allgemeinen Begrüßung nicht beiwohnen können; um so mehr freute er sich nun, dem freiherrlichen Nachbar hier zu begegnen. Sein Begleiter war der Förster des umher liegenden Reviers.

Der Verwalter mußte in Auftrag des Barons die beiden Nachbarn zu sich einladen, und Otto schlug, von ihnen begleitet, den nächsten Rückweg nach Hause ein. Dieser führte zwischen bestandenen Waldschlägen und reichen Saatfeldern über manchen Hügel. In der Ferne sah man den Thurm des Kirchdorfs und seitwärts von ihm auf der Höhe das röthlich weiße Schloß mit dem Anhang von Gebäuden und Gärten. Die Sonne schien hell und warm auf die lustige Gegend; der Himmel glänzte mit dem reinsten Blau, worin auch nicht ein Wölkchen schwamm. Unterwegs gab es mancherlei Gespräch, besonders mit Staring, welcher vom Baron vorzugsweise befragt und angeredet wurde, und nach seiner Art auch wieder hundert Dinge auf dem Herzen hatte, die er vor ein willfähriges Ohr zu bringen schmachtete.

Die Baufälligkeit einiger von dienstpflichtigen Leuten bewohnten Häuser, an denen man vorbei ritt, brachte den Zustand dieser Classe auf die Bahn. Staring meinte, der Baron würde bald selbst ein-

sehen, daß zu seinem eigenen Vortheil eine gänzliche Veränderung hier eintreten und eine möglichst billige Ablösung der noch bestehenden Dienste auf alle Weise befördert werden müßte. Ueberhaupt schilderte er die Lage des Landvolks als ein nach drei Mißjahren und bei unerschwinglichen Steuern zur Verzweiflung treibendes Elend. Concurse folgten auf Concurse, und bei überall stockendem Erwerb sey eine Erleichterung in den Abgaben durchaus nothwendig; wovon aber die herzogliche Cammer durchaus nichts hören wolle. — Den Bürgern in der Stadt ginge es zu gut, namentlich den Handwerkern in der Residenz, die hätten den Hof, alle Landescollegien, Militair und reiche Einwohner, von denen sie ihren Lebensunterhalt in Ueberfluß gewännen. Der Bauer allein sey das von allen Seiten bedrückte Last- und Melk-Vieh, dem man das Unmögliche zumuthe, bis die arme Creatur unter der übermäßigen Bürde hinstürze.

Otto dachte an seinen constitutionellen Tischler, welcher diese arme Creatur als ein widerspenstiges Streitroß geschildert, und auf Zähmung ihres Uebermuths angetragen hatte.

„Und dann" — fuhr Staring fort — „diese verdammten fetten Bürger! Wenn unser Eins ein Capital braucht, um eine Tochter auszusteuern, oder einen Bruder abzufinden — bei ihnen müssen wir es holen. Sie leihen uns Eintausend Thaler —

Zweitausend — Dreitausend — und dann passen sie auf, wie der Teufel auf eine arme Seele. — Haben wir einen Unglücksfall — Rutsch! — ist die Kündigung da — bricht der Concurs los — der Dickbauch geht mit dem Gut davon — und wir müssen noch danken, wenn er uns als Pächter behält."

Er berief sich gegen den Verwalter, welcher meinte, ganz so schlimm wär' es doch nicht! — auf einige schlagende Beispiele, und schloß seine Rede mit den Worten:

„Ich wiederhol' es, Herr Baron — dem Bauerstande muß vor allen Dingen geholfen werden. Er ist leider Gottes der unterste Stand — alle die übrigen stehen auf ihm. — Geht er zu Grunde, Adieu Bürger, Schreiber, Gelehrte, Räthe, Militair, Hof und Herzog selber! — Wenn der Kiel bricht, so ersäuft Mann und Maus! Die Constitution muß uns aufhelfen, muß alle retten. — Sie werden die Noth schon selbst deutlich genug sehen. Vergessen Sie uns nur nicht! — Es ist Ihr eigener Nutzen."

Otto versetzte freundlich, er werde gern befördern, was er könne; aber der Bauer müsse auch von seiner Liebhaberei, das Unmögliche zu verlangen, herunter gehen.

Dann wendete er sich zum Förster mit der Frage: wie lange er an seinem jetzigen Posten, und wer sein Vorgänger gewesen sey?

— „Der Förster Rubart."

„Ist der schon lange todt?"

— „Seit zehn Jahren. Er hatte eine Natur wie ein Bär. Aber der Branntwein wirft den Stärksten um."

„Er hat eine Wittwe hinterlassen? — Sie diente früher in unserm Hause —"

Der Förster schmunzelte, als wollt' er sagen: ja ich weiß wohl. — Die Andern horchten neugierig, wo das Gespräch hinführen werde.

„Lebt sie nicht hier auf dem Gute?" — fragte Otto weiter.

— „Nicht mehr" — sagte der Verwalter — „wir fürchteten, daß sie der Armencasse zur Last fallen würde. Noch ein Jahr, so wäre sie hier im District einheimisch geworden. Darum trieben wir sie vorm Jahre nach Herborn hinüber, wo sie zu Hause gehört."

— „Der Major" — sagte Staring — „will sie aber auch nicht behalten. Er behauptet, sie müsse dort bleiben, wo sie mit ihrem Manne zehn Jahr lang gewohnt."

— „Da sollten wir sie wohl gar ernähren?" — rief der Förster — „Ja, in unser Gebiet kommt sie nicht. Dafür wird das Amt schon sorgen. Solch armes Zeug haben wir genug. — Aber ich denke" — setzte er treuherzig hinzu — „jetzt, da der Herr Baron wiedergekommen ist, wird ihr geholfen seyn."

Otto that als ob er es nicht gehört hätte; gab seinem Pferd den Sporn — im raschen Trabe ging es aufs Dorf zu, in die Gasse hinein, wo alle Leute an die Thüren kamen. —

— „Sieh Grete! — Der ist es! — Der ist es! — Der Vorderste! Schau, Franz! — der reitet! — wie ein Husar!"

Otto sah im Vorbeireiten über den Kirchhof hinüber, und erblickte den alten Pfarrer, welcher aus seinem Hause trat, um nach dem Schlosse hinauf zu gehen. Er parirte auf dem Fleck, sprang ab, gab das Pferd dem Reitknecht, und ließ seine Begleiter fortreiten. Er selbst ging durch ein kleines, in der Kirchhofsmauer angebrachtes Drehkreuz, auf den stillen Gottesacker, wo zwischen bescheidenen Pfählen und Hügeln ein schmaler Pfad zur Kirche führte. Als er um die Ecke desselben geschritten war, fiel ihm ein steinernes Monument ins Auge, welches über die andern vergänglichen Zeichen menschlicher Vergänglichkeit hervorragte, wie ein Ritter mit Helmbusch und Lanze über den Trupp niederer Knechte. Er trat heran und las:

Ci gît

Alfonse de Lassigny

comte de l'empire, officier de la légion d'honneur

etc. etc. etc.

Der Pfarrer war, als er den Baron auf den Kirchhof kommen sah, umgekehrt. Wie Otto von der Marmortafel aufblickte, stand der Graukopf mit abgezogenem Hute vor ihm.

„Helfen Sie mir doch auf die näheren Umstände dieser Geschichte, lieber Herr Pastor. Sie ist mir fast aus dem Gedächtniß gekommen.“

— „Der Herr Baron vergessen, daß ich damals noch nicht hier war. Ich bekam diese Pfarre erst im Jahre 1814. So viel ist gewiß und bekannt, der Graf fiel in einem Duell mit dem Prinzen Albert, welchem der Kampf auch das Leben kostete. Aber es steckt noch ein Geheimniß in der Sache — und seltsam genug, alle Welt weiß, daß ein Geheimniß da ist; seit beinahe zwanzig Jahren ist genug davon gesprochen; und niemand hat doch erfahren, worin es besteht.“

„Also ist es wirklich verschwiegen geblieben?“

— „Man sagt, es wüßten nur vier Personen, welche sich durch einen Eid verpflichtet hätten. — Aber mein Gott! wie können Sie so fragen? Und wie kann ich so schwatzen? — Sie, Herr Baron, sind ja gerade einer von den vier Leuten. So wenigstens ist mir erzählt worden.“

Otto lächelte mit einem seltsamen Ausdruck.

— „Sie, der Erbprinz, und Major Krispalt sollen ja auf das unglückliche Duell zugekommen seyn? — Leider zu spät. Ja, ich sehe es Ihnen

an, Sie belieben nur Ihren Scherz mit mir zu treiben."

„Und findet sich über die Sache selbst keine Auskunft? keine schriftliche Nachricht?"

— „Meines Wissens nicht. In unserm Kirchenbuche steht nicht mehr als oben auf diesem Leichensteine. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erzählen, daß Alles vom Herzog selbst, so viel als möglich, vertuscht worden ist."

„Selbst bis auf die Ursache?"

— „Man sagt allerdings, eine abenteuerliche Liebesgeschichte mit einer Fremden — einer Italienerin, hätte die Veranlassung gegeben."

Otto gewann allmählig die Ueberzeugung, daß der Pastor von der Sache nur das kannte, was als dunkles Gerücht davon ins Publicum gekommen war, und ließ das Gespräch fallen, indem er nur bat, ihm gelegentlich das Kirchenbuch mitzutheilen.

Sie verließen den Kirchhof und gingen hinauf ins Schloß, wo sie im großen Saal einen kleinen Tisch gedeckt fanden.

„Mit welcher frugalen Kost Sie nun heute bei mir vorlieb zu nehmen haben" — sagte Otto lachend — „das mag der Himmel wissen. Die Frau des Verwalters fiel heute morgen fast um, als ich ihr ankündigte, daß ich ihr meinen Mittag anvertrauete. Sie dachte wohl, unter zehn Schüs-

seln dürfe man mir nicht kommen. Ich suchte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß ich mein Leben bis jetzt bei sehr schlechter Kost zugebracht, und sogar manchen Tag gehungert hätte. Aber Ihr Herrn Pastoren befleißigt Euch eines andern Wandels, indem Ihr nicht allein den Geist, sondern auch den Leib pfleget; und wisset die Freuden des Mahls zu schätzen."

— „Besonders wir armen Landprediger" — versetzte der Pfarrer scherzend — „welche alle Tage herrlich und in Freuden leben."

Man setzte sich an den Tisch. Otto fühlte, daß zur Erreichung der Zwecke, welche er in Gedanken verfolgte, es auf die möglichst schnelle Gewinnung des allgemeinen Vertrauens ankäme. In diesem Sinne ging er aufs Freimüthigste gegen den Pfarrer heraus, und dieser war die Bereitwilligkeit selbst, alle constitutionellen und volksthümlichen Erörterungen zu behandeln.

— „Herr Baron" — sagte er — (man war eben bei der vierten Flasche guten alten Weines angekommen) — „ich bin ein frommer Diener der Kirche, ein treuer Unterthan, und von aller Neuerungssucht weit entfernt. Aber ich sage Ihnen, es thut nicht gut, wie unsre Fürsten und Regenten es treiben, es thut nicht gut. Das Volk ist nach zehn Jahren vergeblicher Erwartungen wild und ungeduldig geworden. Es verlangt nun endlich von

oben herab guten Willen und ernstliche Anstalten zu sehen. Man giebt ihm nichts als neue Formen und neue Steuern. — Für den Hof, für Equipagen, Militair und Theater ist immer Geld da. Aber wo eine nützliche wahrhaft segensreiche Einrichtung zum Besten des Volks aufs Tapet kommt, da heißt es immer: ja, dazu muß man ruhigere Zeiten abwarten, und einstweilen ad acta. Ich kenne das ja leider aus eigener Erfahrung. Unser Kirchen- und Schulwesen quält sich in der größten Dürftigkeit nur so jämmerlich hin. Wenn irgendwo zugegriffen werden müßte, wär' es hier. Denn, wie soll das Volk besser werden, wenn es nicht erzogen wird? Dumm machen läßt es sich nicht wieder. Auf die rechte Weise klug machen will man nicht — da greift es also in halbem Wahn und täppischer Blindheit um sich her, und stiftet nur Unheil. — Ich bin ein Prophet in der Wüste, aber ich sage Ihnen vorher, für den Elementar-Unterricht muß gesorgt, die Rohheit der Gemüther, der Schmutz der Denkungsart muß weggeräumt, dem unkirchlichen Wesen, der Gottlosigkeit muß entgegengearbeitet werden. Das ist die große Aufgabe einer wahren Landes-Verfassung; und wenn diese nicht gelöset, wenn nicht dazu gethan wird, in unserm Lande, im ganzen Deutschland die Jugend zu besserer Gesinnung zu erziehen — so haben wir eine Revolu-

tion zu erwarten, welche Thron und Altar in Trümmer schlägt!" —

In dieser Art fuhr er noch eine Weile fort, und schloß endlich mit dem Spruch: **Dixi et salvavi animam meam!**

Otto lächelte mit einem ungläubigen Kopfschütteln.

Der Pastor sah ihn ernsthaft an. Dann fragte er plötzlich:

— „Glauben Sie an Gott?"

Otto fuhr zusammen, wie von einer unangenehmen Erscheinung überrascht.

„Eine merkwürdige Frage! Und was soll sie?"

— „Gar nichts; wenn der Herr Baron sie nicht beantworten wollen."

„Nun, ich kann sie wohl beantworten. Sie müssen nur nicht erschrecken. — Ich glaube, daß ich an Gott glaube. Weiter kann ich nichts sagen."

— „Sehen Sie wohl?" — versetzte der Pastor achselzuckend — „In dem nämlichen Fall sind Hunderttausende. Und von Hunderttausenden ist kaum Einer so aufrichtig wie Sie. Der wahre, treue, fromme, heiße, unbedingte Glaube an Gott ist aus der Welt verschwunden. Man glaubt allenfalls, daß man einen Glauben habe. — Sehen Sie, Herr Baron, wie Sie nicht recht wissen, ob Sie an Gott glauben, so wissen die Regenten nicht, ob sie an die

Constitutionen glauben, die sie doch selbst geben. Das fühlt das Volk sehr richtig — und will darum an diesen unwillig gegebenen beschnittenen dürftigen Christbäumchen gar keine Freude haben, wie schön sie auch herausgeputzt seyn mögen. Nach einer Stunde gehen die Lichterchen aus; und steht dann ein abgehackter erstorbener Tannenbaum da. Das sind unsrer deutschen Constitutionen."

„Es ist doch merkwürdig!" — sagte Otto — „ich bin kaum einige Wochen in meinem Vaterlande wieder einheimisch, und habe in der kurzen Zeit das Wort Constitution öfter gehört als je in meinem ganzen Leben. Glaubt Ihr Leute denn wirklich, daß man alle Schäden und Gebrechen damit heilen könne, wie mit einem Zauberwort?"

— „Herr Baron" — versetzte der Pfarrer — „jede Zeit, jedes Jahrhundert hat noch solches Zauberwort gehabt. — Allerdings ein Wort des Zaubers, weil das Volk daran glaubt. — Einst war dies Wort die Reformation — Nachher war es in Deutschland der große König — Später die französische Revolution mit ihrem: „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten!" — Endlich sogar Bonaparte, der zur Zeit seines Consulats für den Freiheits-Apostel und Welt-Erlöser gehalten wurde. — Jetzt ist es die Idee der Verfassung. Alle Welt glaubt daran, und darum ist sie — und ist unendlich viel. Nur die Fürsten und ihre Minister und Hof-

leute wollen nicht daran glauben; wollen nicht, weil sie nicht können — weil sie Blindheit und Eigensinn für Klugheit halten — und daran werden sie zu Grunde gehen! Trotz aller ihrer Cabinetsweisheit, ihrer Verordnungen und ihrer Soldaten! Dixi et salvavi animam meam! wiederhol' ich, und kann mich dabei beruhigen, denn ein armer Landpfarrer wird im Rath der Mächtigen nicht gehört, und ist nur zum Beten und Seufzen berufen. Ihnen aber, Herr Baron, lege ich meine Worte und die Noth des Landes ans Herz. Sie haben den schönen Beruf, der Freund, der Verfechter des Volks zu seyn, und indem Sie dessen Elend erleichtern, werden Sie viel Unglück abwehren."

Er sprach dies mit einem sehr pathetischen Ton, seufzte tief, und schauete verklärten Blicks in sein von einem Sonnenstrahl angeschienenes, entzückende Lichter und Funken strahlendes Glas — dann schlürfte er den geistigen Strahl ein, und seufzte abermals.

Otto belächelte den patriotischen Eifer des frommen Seelenhirten mit den Worten:

„Ich danke für Ihre Meinung. Uebrigens scheint Ihr Bild von der Noth des Landes mir übertrieben schwarz. — Wenn man Sie hört, sollte man glauben, die Leute stürben alle Hungers. Ich wenigstens habe noch

keine Gelegenheit gehabt, so argen Verfall zu bemerken."

— „Das kann seyn, beweiset aber, Sie erlauben, gar nichts. Wenn Sie dem Elend Ihre Thür und Ihre Augen nicht verschließen, so wird es schon zu ihnen kommen. Und ziehen Sie meine Schilderung in Zweifel, so fragen Sie einen Mann, der vom ganzen Lande mit Hochachtung und Vertrauen genannt wird, der Ihr Freund ist — ich meine den Major Herborn, da werden Sie das Nämliche hören."

Diese Erfahrung konnte Otto schon am folgenden Tage machen. Nachdem er die andere Hälfte seines Guts umritten, schickte er den Reitknecht voraus nach Herborn, und ließ sich dort anmelden. Er selbst folgte langsam nach, und ritt gedankenvoll des Weges, welchen ihn Staring in jener Nacht geführt hatte. Von ferne blickte das unheimliche Jagdhaus durch den Wald. Er betrachtete es lang, ohne jedoch näher hinanzureiten. Als er aber zu der kahlen gespenstigen Eiche kam, widerstand er dem Verlangen nicht, und bog aus dem Wege, um den Platz zu besehen. Es war zwischen Haselstauden und Brombeersträuchen ein kahler Fleck, durch nichts, auch nicht das mindeste ausgezeichnet. Indem er noch da hielt, ganz still, auch sein Pferd nicht die geringste Bewegung machte, rauschte es im Dickicht, und durch das Gebüsch schlich eine ärm-

lich gekleidete Frau, welche Pilze suchte. Gebückt wie sie ging, hatte sie den Reiter nicht bemerkt, auch war er, wie sie näher kam, ganz von der dicken Eiche verdeckt. Nun trat sie hinter dem Baum hervor. Das Pferd stutzte, sie erschrak und warf einen verwirrten Blick auf Otto. Dieser sah ein auffallendes Gesicht; blaß, hager, vergrämt; aber die Furchen des Elends hatten nicht alle Spuren ehemaliger Schönheit aus diesen Zügen hinweggestrichen. Die Augen lagen wie ein paar ausgebrannte Kohlen in ihren tiefen Höhlen; doch plötzlich wurden sie wieder von einem lebhaften Funken belebt. — Sie hob die Hand auf, starrte den Reiter wild an, stieß einen lauten Schrei aus; dann rannte sie schneller als man es ihrer kümmerlichen Gestalt zugetraut hätte, in den Wald zurück. Otto war betroffen über diese wunderliche Erscheinung, worin er übrigens die Züge irgend einer Jugendbekanntschaft zu entdecken glaubte. Er fühlte jedoch keinen Beruf, dem seltsamen Räthsel nachzusetzen. Grillig, ahndungsvoll ritt er zum Holz hinaus. Ihm war, als wär' er in einem Zauberwald gewesen.

Auf Herborn wurde der erste Besuch des Gutsnachbarn wie ein Fest begangen.

Mathilde hatte tausend Fragen über die Residenz. Otto war sehr bereit, sie alle bestmöglichst zu beantworten; aber Georg ließ dies Gespräch nicht recht aufkommen. Er bemächtigte sich des Freundes

und führte ihn gar bald in ganz andere Regionen, indem er aus den eben eintreffenden Zeitungen die politischen Neuigkeiten abspann, und von Paris, Brüssel, Braunschweig und Dresden auf die heimischen Angelegenheiten mit einem Eifer herüber fuhr, als wäre er der constitutionelle Tischler, der Schulz von Rehweiler, und der patriotische Pfarrer in einer Person.

— „Wunderst Du Dich!" — sagte er — „wenn ich immer wieder auf diese Dinge zurückkomme? Die Zeit geht mit Riesenschritten, und was in ihr geschehen soll, muß schnell seyn wie sie. Wer eine Stunde zurückbleibt, holt sie nicht wieder ein. Du siehst, wie es überall in Deutschland auflodert. Wohin der Sturm uns führt, Gott weiß es! Die Völker wissen nicht, was sie wollen, die Fürsten nicht, was sie sollen, Beide glauben aber in ihrer Blindheit, sie ständen im heitern Licht. Das ist der Wahn eines Verrückten. Er schleudert Brandfackeln ins eigne Haus, und freut sich, daß es so schön hell um ihn leuchtet. — Wer aber im allgemeinen Toben klug und besonnen bleibt, der bedenkt das Nächste. Wir haben den Beruf, für unser Land zu handeln. Die Zeit ist da. Es fragt sich nur ob wir die rechten Männer sind zur rechten Zeit; und deshalb frag' ich Dich in ihrem Namen: wer bist Du? Was willst Du seyn?"

Auf Otto's Versicherung, daß er dem Freunde

treu zur Seite stehen werde, eröffnete dieser ihm seine Unzufriedenheit mit dem Gang der Regierung, mit dem Verzögern allgemein begehrter und nothwendiger Aenderungen, mit der Unzuverlässigkeit des Ministers und dem übel verstandenen Widerwillen des Hofes gegen den Schein von Furcht, den man durch „Concessionen" auf sich laden werde.

Er zeichnete in raschen Umrissen den Plan hin, den die Ständeversammlung zu befolgen hätte. — Aufhebung einiger drückenden Lasten, Einschränkungen im Staatshaushalt, genauere Rechnungs-Vorlegung und Handelserleichterungen waren die Hauptsachen; auch müsse der Gang der landständischen Geschäfte rascher fortschreiten, der alte Schlendrian ganz ausgefegt, und namentlich die Herrenbank abgeschafft werden; ihre Beibehaltung sey zwar das Hauptziel der ministeriellen Schlauheit, aber dies Institut sey ein Unsinn, ein frecher Hohn gegen die Verhältnisse des kleines Landes.

— „Ein Unglück!" — rief er aus — „daß Prinz Hugo von * * * eine so complete Null ist. Er hat nun außer Helmstein und Rublach, die er schon früher besaß, auch noch die schönen Güter Stegnitz und Weingarten geerbt, und ist nun der reichste Besitzer im ganzen Lande; aber leider auch nur der geborne Repräsentant stupider Albernheit. Er hofft durch Vermittelung des Erbprinzen nächstens General in * * * zu werden. Die Uniform

hat er schon bei sich; jeden Abend schließt er sich eine Viertelstunde ein; dann zieht er sie an, und geht darin vor seinen Spiegeln auf und nieder."

Georg warf noch ein paar Lächerlichkeiten auf ihn, und schloß dann seinen constitutionellen Vortrag:

— „Ich übrigens, um die Hände ganz frei und keine Dienstverpflichtung mehr zu haben, werde meinen Jägermeister an den Nagel hängen. Sie haben mich gepreßt, bis ich die Stelle annahm. Und bisher konnte ich sie mir gefallen lassen. Aber jetzt, da ich mit dem Benehmen des Hofs unzufrieden bin, wär' es Verrath, mich noch zu ihm zu halten, und doch sein Gegner zu seyn. Auch bin ich meines Zeichens stets ein guter Landjunker und ein herzlich schlechter Hofmann gewesen. Niemand ist leichter zu ersetzen, als ich, und sie haben die Wahl zwischen einem Dutzend Aspiranten, die mir alle glückliche Reise wünschen. Uebrigens bleibt dies noch unter uns."

Das Gespräch hatte die Freunde weit im Park umhergeführt, und obgleich Mathilde die spät Heimkehrenden mit einem Vorwurf wegen der ewigen Politik empfing, welche nicht blos die Lebenden quäle, sondern sogar dem Braten am Spieß nachtheilig werde, so klang dasselbe Thema doch selbst während des Mittags fort.

Nach Tisch aber, als man sich im Garten an einem lieblichen Schattensitz versammelte, von wo

aus man weit in Thäler und duftige Fernen hinaussah, während das Ohr durch liebliches Rieseln eines zur Seite aus dem Felsen strahlenden, im steinigten Bett zum Teiche rauschenden Quells erfreut ward, riß Otto die Abhandlungen des eifrigen Freundes gewaltsam durch, indem er sich in das liebliche Kinderhäuflein der freundlichen Hausfrau drängte, und mit unermüdlicher Schwatzlust alle Gegenstände herbeiführte, welche nur gemacht waren, das leidige Staatswesen in den Hintergrund zu schieben.

Er erzählte dann auch sein Abenteuer mit der schwarzen Erscheinung im Walde.

Mathilde sagte: „das ist die arme wahnsinnige Försterswittwe gewesen. Hab' ich es nicht schon oft gesagt, Georg? Es ist unverantwortlich, daß man die unglückliche Frau so in der Wildniß umherlaufen läßt."

„Man sollte ihr wohl eine Zofe halten?" — versetzte er — „Oder willst Du sie einsperren? Sie thut ja Niemandem etwas zu Leide."

„Aber sich selbst wird sie einmal ein Leids anthun; oder sie bringt Jemanden ins Unglück. Seitdem sie hier wohnt, hab' ich immer eine Angst, wenn die Kinder ins Holz laufen. Man sollte sie doch in einer Anstalt unterbringen."

„Auf Kosten der Gemeinde? Oder wer bezahlt es sonst? — Vielleicht der Herr Baron Soltar? Denn Du sollst nur wissen, mein Freund, daß wir

Beiden über diese schwarze Dame eine nachbarliche Fehde mit einander auszumachen haben. Indessen hoff' ich, Du wirst aus alter Freundschaft für die Schöne nicht meinen Handschuh, sondern sie selbst aufnehmen."

„Alte Freundschaft?" fragte Mathilde neugierig —

— „Sie war ja Kammerjungfer bei Soltar's Mutter, und überdies — — —" Georg unterdrückte einen Scherz, den er auf der Zunge hatte, und setzte mit einer etwas gezwungenen Wendung hinzu, im Hause dieser Sophie sey Glernau's Alma geboren.

„Wie kann denn" — fragte Otto — „der Minister sie ohne Unterstützung dem Wahnsinn und Elend Preis geben?"

— „Nicht so geschwind!" — versetzte Georg — „Sie ist gar nicht wahnsinnig, nur ein Bischen wirr, und von einer fixen Idee besessen. Diese Idee macht aber alle Versuche, sie zu unterstützen, unnütz. Dein Vater und Glernau haben bedeutende Summen an sie verschwendet. Der Mann vertrank den letzten Heller, und mußte endlich vom Dienst. Sie selbst aber schleppt sich mit dem Wahn, sie habe ein Verbrechen begangen, welches noch fortdauere und doch nicht geändert werden könne. Zur Buße aber wolle und müsse sie im Elend leben. Und Alles, was man ihr zuwendet, Kleider, Lebensmittel, Feuerung, sie giebt es sogleich an ärmere Leute, „die einer Unterstützung würdiger wären," sagt sie.

„Ein Verbrechen begangen?“ fragte Otto mit einiger Beklommenheit.

— „O!“ — flüsterte Georg ihm zu — „Du brauchst Dir keine Gedanken darüber zu machen. Was Du fürchten könntest, ist es nicht. Das Kind ist eines natürlichen Todes gestorben. — Aber die Verpflichtung Deines Vaters ist allerdings auf Dich übergegangen — — —“

Im nämlichen Augenblick ward Georg zu einer ökonomischen Angelegenheit abgerufen, welche für einige Stunden seine Gegenwart und hinterdrein noch seine Aufmerksamkeit so in Anspruch nahm, daß er vom Rest des Tages dem Freunde nur noch einzelne Momente schenken konnte.

Als Otto schon zu Pferde saß, gab ihm die kleine hübsche Hausfrau noch die Hand darauf, daß sie bei seiner nächsten Anwesenheit in Breda, seine Junggesellenwirthschaft mit eigenen Augen sehen und critisiren wolle.

Wer ihn in dem Augenblick gesehen, hätte ihn für den heitersten unbefangensten, sorglosesten Menschen unter der Sonne gehalten. Wer ihm aber zwei Minuten später begegnet wäre, als er den Hügel hinunter war, und in den Wald einbog; wie er da so stumm, gedankenvoll in sich versunken, des Weges zog, die düstern Blicke starr vor sich hin, die Augen in ihren Höhlen so tief, die Lippen in ihrem Aufwurf so bitter — der Ausdruck des

ganzen Gesichts in so feindseliger Unruhe — — der hätte, ihm nachsehend, nichts anders sagen können, als: Baron, Gutsbesitzer, Herr von Hunderttausend magst Du seyn — aber beim Himmel! Du bist doch ein armer Mann.

9.

Otto kehrte nach der Stadt zurück. Was er auf Breda und Herborn gesehen und erfahren hatte, gab ihm genug zu denken. Und an Muße zum Grübeln fehlte es ihm nicht. Er fühlte sich wie in einer Wüste; — einsam, wenn er durch die langen leeren Zimmer seines Hauses wandelte, einsamer noch, wenn er die Gesellschaft aufsuchte, und in ihrem Treiben keine Freude, unter den Masken, welche sie ihm zeigte, kein Vertrauen erweckendes Gesicht fand. Weder durch seinen Charakter, noch durch seine vom Schicksal wunderlich geleitete Erziehung war es ihm gegeben, sich leicht anzuschließen, und die Oberfläche der Dinge auch für etwas gelten zu lassen. Und sie ist doch etwas; eine Münze, über deren Cours man sich verständigt hat, obgleich man dem Metall keinen Werth einräumt. Das begriff er nicht. Er sah in dem Gepräge keinen Vertrag, sondern nur eine Lüge. Diese Unkunde wäre ihm zu verzeihen gewesen; aber er hielt sie für Klugheit, und wollte dafür gelobt seyn.

Man muß ihm sein Algier zu Gute halten! sagten die Billigen. — Er ist ein Narr! schrieen die Feinde und Neider.

Er fühlte wohl, daß er überall anstieß, schwur aber, die Andern gingen irre; er allein wär' auf dem rechten Wege. —

Er that überhaupt wenig von dem, was man von ihm erwartete; sondern mehr das Gegentheil. So war er auch gegen seine Diener, womit sein großes Haus sich bevölkerte, ein gütiger Herr; obgleich mit stets ernstem Gesicht und festem Wesen. Dagegen trug er im Umgang mit seines Gleichen eine Schroffheit, einen Uebermuth zur Schau, der eines Sultans würdig war. Er konnte in dieser Rolle unerträglich seyn. Die Leute, über welche er hinwegfuhr, waren außer sich. Hätte dieser Ankömmling nicht alles thun sollen, um sich angenehm zu machen? — Freunde zu erwerben? Aber da stand er, mit einem Gesicht, und einer Grandezza, als sagte er der ganzen Welt: Da! Geh her! — Küß die Hand! — Das Aergerlichste dabei war: die Hoheit kleidete ihn, und er wußte sie durchzuführen. Wenn man ihn noch hätte verspotten, lächerlich machen können! — Aber es war nicht der aufgeblasene Hochmuth, den jeder dumme Junker im unerschöpflichen Uebermaaß auftischen kann — es war ein Geist, ein Dämon, ein Teufel in diesem Menschen, mit dem in Frieden zu leben un-

möglich, und der Krieg wirklich ein Kampf um Leben und Tod schien.

Hätten übrigens seine Feinde den Gehaßten und Beneideten im Innern seines öden Hauses, in der nächtlichen Einsamkeit seiner Zimmer gesehen, so wäre ihren Neiderblicken ein gewiß höchst willkommenes Schauspiel begegnet. Stunden lang saß er da im letzten aller der Zimmer, welche von matten Lampen beleuchtet, in einander offen standen; und blickte in die Lichter auf seinen Tisch so unverwandt, als sähe er in den Flammen ein Gesicht, dessen Züge sein Auge festhielt. — Nur das einförmige Ticktack der Uhren unterbrach die Stille, in welcher sich kein anderer Laut hören ließ. — Ein anderes Mal trieb es ihn unstät ganze Nächte und mehrere Nächte hinter einander von Zimmer zu Zimmer auf und nieder. An jedem Spiegel glaubte er einer bleichen Erscheinung zu begegnen. An jedem Spiegel zwang er sich, hinein zu sehen, und des bleichen Gesichts zu spotten, welches ihm daraus entgegenstarrte. Es war ja doch sein Gesicht, sein eigenes, nicht sein verhaßtes Ebenbild auf den Schultern jenes Andern. —

Zuweilen sagte er, wenn er sich Nachts auf diesen einsamen Wanderungen selbst begegnete: Kennst Du wohl die Klippen von Dover? —

Einmal versuchte er, mit hohnlachendem Gruß in den Spiegel hinein zu rufen: Ei guten Abend

Otto! Wie ist der Zweikampf ausgefallen? — Aber er versuchte es nicht wieder. — Eine blutige That, wie schrecklich sie auch sey, macht den Menschen noch nicht zum Meister in der Kunst, mit Verbrechen sein Spiel zu treiben.

Nach so durchwachten Nächten weckte ihn erst die späte Mittagsstunde aus unerquicklich dumpfem Schlaf. Dann ging es zu Pferde — von einem Pferd aufs andre — wild, ungestüm — als brenne der Boden ihm unter den Füßen. — Endlich heimgekehrt, fand er dasselbe öde Haus, dieselben finstern Gedanken — die schwarzumhüllten bleichen Höllengestalten, aus deren schadenfrohem Lächeln der Mensch Wahnsinn und Verzweiflung saugt.

Eine wahrhafte Tollhaus-Existenz! rief er aus. — Das muß anders werden!

Er fühlte, daß er seine Stellung ändern und sich einen Platz in den Verhältnissen der Gesellschaft erobern müsse.

Die Scheu vor dem Frohndienst des geselligen Verkehrs mußte besiegt werden. Er entschloß sich zum Versuch, ob er wohl in einigen Häusern einheimisch werden könnte — und aus Dankbarkeit begann er seine Reihe mit Frau von Runolt.

Der Anfang versprach wenig. Die zügellose Erzählungswuth der Mutter, in Verbindung mit ihrem zum Kunstwerk ausgebildeten Talent, dem Zuhörer nicht nur bei Gelegenheit, sondern auch ohne

alle Gelegenheit, etwas Unangenehmes zu sagen, war so wenig zum Wiederkommen einladend, als das zurückhaltende Wesen der Tochter, welche sich zum Widerspruch gegen die Mutter die Rolle einer Stummen erwählt zu haben schien.

An Eugeniens Schweigen hatte übrigens weder mädchenhafte Blödigkeit, noch Verstandesbeschränkung den geringsten Antheil. In ihren Zügen stand deutlich zu lesen, daß sie nicht sprach, weil sie nicht wollte. Indessen machte sie dazu keine trotzige Miene. Der Ausdruck des zarten Gesichts blieb heiter und ruhig wie der Marmor einer schönen Büste — aber auch eben so leblos wie der Marmor. Selbst das Auge, so hell und klar, war kalt wie Eis. Glücklicher Weise sah man ihm an, daß es wenigstens blitzen konnte; sonst wäre der Blick hinein unerträglich gewesen.

Euch komm' ich so bald nicht wieder! sagte Otto, indem er die Treppe hinab stieg.

Als er fort war, schalt Frau von Runolt ernstlich mit ihrer Tochter über ihr fast ungezogenes Betragen.

„Du magst wohl Recht haben, liebe Mutter" — versetzte Eugenie — „aber mir ist in seiner Nähe die Zunge wie gelähmt."

— „Albernheit! Wer wird solchen empfindsamen Possen nachgeben? Als ich in Deinen Jahren war, mußte ich einmal den portugiesischen Gesandten

empfangen, welcher in der Abwesenheit meines Vaters in unser Haus kam — — Er war seinem Aeußern nach ein Mittelding zwischen Orang-Outang und Leopard — —"

Eugenie kannte die Geschichte einigermaßen. Sie konnte an ihrer Arbeit mit ziemlicher Gewißheit berechnen, wie weit sie vorgerückt seyn würde, bis das Ende heran käme.

Otto war unterdessen schon einige Gassen weiter, und, halb wider Willen, im Hause der Gräfin Dolm.

Er hatte sich einzureden gesucht, die Gräfin hätte ihm mißfallen. Es war aber nicht so. Sie hatte ihn beim ersten Gespräch durch ihr Entgegenkommen gereizt, und nachher durch ihre Gleichgültigkeit gekränkt. Wer sich von einer schönen Frau auf solche Weise verletzt fühlt, wird durch ein einziges Lächeln des reizenden Mundes versöhnt. Die Frauen vergessen viel schwerer, wenn sie irgendwo eine Vernachlässigung erfahren haben. Die Eitelkeit der Männer aber ist so groß, daß sie nicht länger zürnen können, sobald ihnen geschmeichelt wird, und sie vertragen an Schmeicheleien die stärkste Sorte.

Von den Ausnahmen ist hier nicht die Rede. Otto gehörte aber in diesem Punct zu dem großen Haufen in der Regel.

Otto fand den Prinzen Hugo bei der Gräfin.

„Ah, vortrefflich!“ — rief der Prinz, indem er sich mit Grazie auf seinem Lehnstuhl zu dem Eintretenden herüberbeugte — „Da bekomm' ich einen Aliirten.“

„Am Baron Soltar? Gegen mich?“ — lachte Josephine — „daran zweifle ich noch sehr.“

„Seit einer Stunde nämlich“ — sagte der Prinz — „zanke ich mit der Gräfin, um ihr zu beweisen, daß Napoleon der Größte aller Menschen gewesen ist, und das Regieren besser verstanden hat, wie Keiner vor und nach ihm. Sie haben noch unter seinen Adlern gefochten, und werden mir folglich beistehen.“

„Das folgt daraus eben so wenig“ — sagte Otto — „als ein todtgerittenes Pferd seinen Reiter vertheidigen wird.“

Der Prinz verwickelte sich jetzt in eine wundersame Lobrede auf den großen Kaiser, welche er mit einigen englischen Redensarten durchflocht, um ja Niemand in Zweifel zu lassen, wie seine erhabenen Ansichten weit her wären.

Otto versetzte mit einem merklichen Achselzucken: „Als ein Dränger und Treiber der Völker habe Napoleon sich zwar mehr wie ein Anderer hervorgethan; doch könne er nicht einsehen, woher und wozu das übertriebene Lobpreisen eines Mannes, der sein ganzes Leben nur darauf verwendet, jeden Freiheitsgedanken zu morden, und das Menschen-

geschlecht in einen bodenlosen Abgrund von Schlechtigkeit und Knechtschaft hinabzustampfen."

„Aha!" — triumphirte Josephine gegen den Prinzen — „Sehen Sie da Ihren Aliirten? Und am unbegreiflichsten bleibt mir, warum eben Sie den Vertheidiger des abscheulichen Bonaparte spielen wollen? — Niemanden hat er so schlecht behandelt als die deutschen Fürsten."

Der Prinz versuchte einige schwache Einwürfe. Otto vernichtete sie aber mit ein Paar glänzenden Lufthieben und sagte:

„Sehen Sie, Prinz — das war Ihr Napoleon. Ein Genius der Vernichtung. Aufzubauen verstand er nicht. Seehäfen, Canäle, Heerstraßen hat er wohl geschaffen. — Mit der beseelten Menschheit aber wußte er nichts anzufangen, weil ihm die innerste Lebenswärme, die Idee der Freiheit, fehlte. Wo er zu schaffen versuchte, hat er jedesmal den Keim des Verderbens in die eigene Saat gestreut, und, damit vergiftet, konnte sie nicht aufgehen."

„Wenn man Sie hört" — sagte Josephine — „sollte man glauben — Sie wären schon seit zehn Jahren wieder in Deutschland. Sie sprechen ja ganz im Sinn der Liberalen, die seit 1815 über diese Dinge sich heiser geschrieen haben."

„Dazu" — versetzte Otto — „bedarf es keiner Jahre langen Erfahrung. Wer nur die Augen

nicht mit Gewalt verschließt, sieht ja mit einem Blick, wie es bei uns steht; und die Folgerung rückwärts, woher das Alles gekommen ist, liegt auf der Hand. Man lernt jetzt, wo Alles schnell geht, in sechs Wochen über solche Angelegenheiten mehr, als früher in einem halben Menschenalter.

„Nur die Nationen“ — sagte der Prinz, indem er seinem flachen Gesicht den Ausdruck tiefer politischer Weisheit zu geben meinte — „die Nationen lernen nichts, davon geben die Franzosen ein schreiendes Exempel. Hätten sie sonst wieder eine Revolution gemacht, da sie doch wissen sollten, daß nichts dabei herauskommt?“

„Diese üble Nothwendigkeit“ — antwortete Otto — „denn die Revolution der drei Tage war wie jede andere eine n o t h w e n d i g e, hätte die europäische Cabinetsklugheit den Franzosen und der ganzen Welt ersparen können. Warum setzte sie den alten morsch abgestorbenen Stamm der Bourbons wieder auf den französischen Thron? Glaubten sie wirklich, es würde ein Mirakel geschehen, und das dürre Holz wieder grünen und Wurzel schlagen? War es ihrer Weisheit unbekannt, daß dreißig Millionen diese Familie nicht mehr kannten, nichts von ihr wußten und wollten? — Das unhaltbare Princip der Legitimität hat sie verführt wie ein Irrlicht, welches den Wanderer in den Sumpf lockt. Diese halte dans la boue konnte ja kein anderes

Ende nehmen. Das Geschmeiß von Pfaffen und Emigranten, welches mit der Restauration wiederkam, die Indemnisation und die Missionaire, waren das die Mittel, das Volk zu versöhnen und zu beruhigen? — Hätten die Lenker von Europa zu den Bourbons gesagt: Ihr in Eurer Verwesung seyd unfähig zu regieren, folglich dürft Ihr nicht regieren — und hätten sie damals den gesunden Zweig Orleans auf den alten Thron gepflanzt — dann wäre viel Unheil vermieden, und das unter sich fressende Gift hätte nicht das ganze Land angegriffen. Das ging nicht wegen des Rechts von Gottes Gnaden. Aber das Volk, welches auch von Gottes Gnaden einen Theil bekommen zu haben glaubt, wollte sich nicht wieder um den Rest seiner Freiheit und Rechte betrügen lassen. Und nun haben wir den schönen Erfolg der höchsten Staatsweisheit."

Dem Prinzen mißfiel die Wendung des Gesprächs und Otto's rücksichtsloses revolutionaires Absprechen im höchsten Grade. Er wünschte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben: zugleich aber wollte er doch auch in diesem Streit das letzte Wort behalten. Diese Combination jedoch konnte seiner Geschicklichkeit nur mißlingen, und so blieb ihm zuletzt nichts übrig, als verdrießlich mit irgend einem matten Witzworte das Feld zu räumen.

— „Sie haben es etwas arg gemacht" — sagte Josephine — „Ich hoffe übrigens, es war nur Neckerei und nicht Ihr politisches Glaubensbekenntniß, was Sie uns zum Besten gaben."

„Warum zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit?"

— „Weil es ganz unmöglich ist, daß ein deutscher Baron im Ernst die infame französische Revolution vertheidigt, welche nicht nur die Fürsten, sondern auch den Adel und die Geistlichkeit in Staub zermalmen wollte."

„Die Fürsten" — sagte er — „haben ihre Sache tant mal que bien wieder zu rehabilitiren gewußt. Ich wünsche ihnen dazu von Herzen Glück, und werde mit redlicher Anstrengung aller Kräfte, was ich in meiner kleinen Sphäre vermag, dazu beitragen, das monarchische Princip zu unterstützen und zu verfechten. Das ist auch die Gesinnung aller wohldenkenden und verständigen Liberalen; denn in der constitutionellen Monarchie liegt allein das einzige Heil, was unserm deutschen Vaterland noch werden kann. Aber die beiden andern gestorbenen Institute muß man aufgeben. Die haben sich selbst dermaßen vernichtet, daß für sie keine Wiederherstellung zu hoffen ist."

Josephine maß ihn mit einem staunenden Blick, und fragte: „Sie sprachen? — Wovon?"

„Vom Adel und von der Geistlichkeit."

— „Und nennen sie gestorbene Institute? — Was den Adel betrifft, so dächt' ich, wären Sie so gut, als ich, ein lebendiger Repräsentant desselben."

„Ja, wenn Sie diesem von uns repräsentirten Ding oder Unding den Namen beilegen wollen, so werd' ich mit Ihnen darüber nicht streiten. Allein mit demselben Recht möchten Sie einen Haufen zerstreuter ausgebrochener Steine einen Palast nennen. Ehemals freilich bestand aus ihnen jenes Prachtgebäude. Aber seitdem seine stolzen Thürme in Trümmern liegen, seine Fundamente aufgewühlt sind, wird doch niemand diese schwachen Ueberreste eine stolze ritterliche Burg nennen? Die Steine müssen sich noch glücklich schätzen, wenn sie zu irgend einem Magazin oder Fabrikgebäude verbraucht, und so der völligen Vergessenheit entrissen werden."

— „Sie reden als ein Sohn des Orients in Bildern, die mir nicht ganz deutlich sind."

„Und die wir denn auch besser in ihrem bunten Dunkel stecken lassen. Denn, kommt mir es schon abgeschmackt vor, daß ich mit einer schönen liebenswürdigen Frau nichts als Politik spreche, so müssen Sie ja vollends mich für einen lächerlichen Narren erklären."

— „Nicht abgesprungen, Baron! Sie haben jetzt eine Saite berührt, welche ganz ausklingen muß. Wie ist das mit dem Adel? Die Sache interessirt mich. Und ich bin neugierig, zu sehen,

wie Sie Ihre bizarre Behauptung durchführen wollen — und zwar mir ins Gesicht, welche als die Enkelin eines sehr alten und guten Hauses sich bisher eingebildet hat, ihr Vater und ihre Brüder wären ganz gute Edelleute."

„Wer zweifelt daran? — Und wer daran, daß es noch Edelleute gebe? Aber der Adel selbst, dieses seltsame Product der Vorzeit, hat als ein politisch mächtiges Element zu existiren aufgehört; wir besitzen ihn eigentlich nur noch als ein historisches Factum, als eine Tradition, die allmählig immer mehr zur Sage schwindet, je schneller die Zeit vorwärts rollt."

— „Geben Sie mir den Sinn Ihrer Orakelsprüche einmal in einem guten faßlichen Exempel zu kosten. So weit ich die Welt kenne, glaub' ich den Adel doch wieder so ziemlich in den Genuß seiner Vorrechte eingesetzt, und es ist nun seine eigene Sache, sich darin zu erhalten."

„Sie meinen, weil die Fürsten ihre Kammerherrn und Gesandten so viel möglich aus den sogenannten guten Familien zu creiren pflegen, existire das Werk noch in seiner uralten Würde und Herrlichkeit? — Das ist gerade — nehmen Sie mir es nicht übel, — als wenn Jemand die untergehende Sonne für die aufgehende hält. — Am Hof sind die alten Ahnherrn nicht groß und mächtig geworden — aber der Hof ist die letzte unbestrittene Ecke,

zu welcher die Enkel ihre Zuflucht nehmen. Vor Zeiten hausete der Edelmann als ein privilegirter Einwohner im Heiligthum des Fürsten. Der Bürger stand draußen, und sah mit schüchternem Blick in den Zaubergarten herein, zu dem es für ihn keinen Schlüssel gab. Der Edelmann war der Gefährte, der Freund, der Rathgeber des Fürsten — nicht, weil er der zuverlässigste, der angenehmste, der klügste — nein, weil er ein Edelmann war. Und alle Welt glaubte, es könne nicht anders seyn."

— „Was hätte sich denn" — fragte die Gräfin — „hierin so besonders geändert?"

„So ziemlich Alles. Muß der Edelmann sich nicht schon anstrengen, um mit dem Bürger gleichen Schritt zu halten? Hat der Bürger nicht bereits die bedeutendsten Staatsämter erobert? — Nicht gerade die höchsten Repräsentationsposten, aber die Stellen, wo er im Besitz der Gewalt ist, und seinen Einfluß auf Personen und Sachen geltend macht, während er jenen Maschinen das Unterzeichnen überläßt. — Sonst war der Edelmann schon etwas durch seine bloße Erscheinung. Er schritt vorwärts, indem er sich hinstellte, der Boden unter seinen Füßen trug ihn an den gebührenden Platz. Jetzt muß er lernen, muß arbeiten, von unten auf dienen, wie der Sohn des Tischlers. Die Majors-Patente regnen nicht mehr in die adelichen Wiegen.

Und wenn einer nichts lernt, und trotz seiner Ignoranz doch zu etwas kommt, so ist das heut zu Tage schon ein ganz besonderer Protectionsfall, eine Ausnahme, welche Aufsehen erregt, anstatt daß ehemals dergleichen zur allgemeinen feststehenden Regel gehörte. Das Gegentheil hätte man sich gar nicht denken können."

Josephine versetzte lachend: „Denken Sie denn wirklich, diesen Ihren Glauben hier zu predigen? Und hoffen Sie, damit bei uns zu reüssiren?"

„Glauben?" — rief er — „Ich übersetze einige meiner confusen Ansichten in unverständiges Geschwätz. Das ist Alles! — Glauben? — Was denken Sie von mir? — Ich habe keinen Glauben — weder an eine Sache noch an einen Menschen, noch an den Himmel!"

— „Nun freilich" — erwiederte sie — „dann machen Sie es sich bequem. Und nach diesem Bekenntniß wundre ich mich auch nicht länger über das schnelle Aburtheil, womit Sie vorhin die Geistlichkeit annullirten. — Wer nicht an den Himmel glaubt, muß auch seine Diener verleugnen!"

„Seine Diener?!" — hohnlachte Otto — „Ja beim Himmel, den ich doch in der That frömmer verehre, als jenes rasch hingeworfene Launenwort einräumen will — für seine Diener kann ich die Geistlichkeit unserer Tage eben so wenig gelten lassen, als ich das Mährchen, womit diese Pfaffen

uns gängeln möchten, für eine Religion Christi halten darf."

— „Und wofür denn?"

„Wie gesagt, für ein Mährchen, erfunden und aufgestutzt, um Gehorsam, Knechtsinn, Heuchelei und Niederträchtigkeit zu lehren, und um die Menschen wieder dumm zu machen, wenn es anginge. Von der erhabenen Lehre jenes ewigen Märtyrers der Wahrheit finden wir ja keinen lebendigen Hauch mehr. Das Pfaffenvolk, protestantisches wie katholisches, betet die hohen Sprüche nach, aber in seinen Händen wird der Kern zur tauben Schale. Wo find' ich denn bei irgend einem Priester jene Selbstverläugnung, Aufopferung und Demuth — ? — jene Begeisterung für eine Idee, jene rücksichtslose Verkündigung der Wahrheit? — Das alles war Christi Sache. Dafür ist er gestorben — wie ein Missethäter gestorben! — Unsere Pfaffen predigen vom Glauben. Aber sie denken mit keiner Sylbe daran, was sie selbst thäten, wenn Christus wieder auf die Welt käme und von Neuem zu predigen — und das Volk zu versammeln anfinge."

— „Ich glaube wahrlich" — sagte Josephine — „Sie behaupten: er würde noch einmal gekreuzigt?"

„Gewiß würd' er das, wenn wir noch die Energie jener alten Zeiten hätten" — versetzte Otto. — „Jetzt würden wir es uns viel bequemer machen,

und zugleich dem heiligen Manne seine Märtyrerkrone zu entziehen wissen. Märtyrer sind gefährlich! — Ein Mann, der so rücksichtslos, so kühn und so gewaltig zum Volk redete, der sich einen solchen Anhang schaffte, der eine neue Religion stiften wollte — könnte der wohl zwei Tage frei herumgehen? — Sind die Menschen seit jener Zeit besser geworden? — Nicht um ein Haar. Wie ist's ihm ergangen? Ihm, der von allen Religionsstiftern der Höchste, Herrlichste war? — Und was war sein Verbrechen? Daß er die Wahrheit sagte. Die kann man heut zu Tage so wenig leiden, als vor zweitausend Jahren! — Jenes Geplärr und Singsang und der ganze wohlerzogene scheinbar demüthige Kram — wie und wo und von wem er getrieben wird, ist abscheuliche gleisnerische Heuchelei! — Heuchelei der Machthaber, welche unsern Herrgott und sein heiliges Wort zum Werkzeug ihrer jämmerlichen Politik, zu einer Polizeianstalt herabwürdigen! — Heuchelei der Pfaffen, welche ihren Staub ausbeuteln, und den Leuten, welchen er in die Augen fliegt, weiß machen, das wäre das rechte Mahl zum Himmelsbrode! Heuchelei der Klugen, welche sich mit Frommseyn demüthig stellen, damit man sie nicht für gefährlich achte! Heuchelei der Dummen, welche da glauben, sich bei Gott und den Herren der Welt zugleich zu recommandiren! Heuchelei der Weiber, welche doch von

dem Wahn nicht lassen, daß Ehen im Himmel ge-stiftet werden."

— „Amen! Amen!" — rief Josephine — „Sie sollen und müssen ein Pfaff werden! Sie eifern ja so arg wie der Capuziner in Wallensteins Lager. Aber sagen Sie nur, warum Sie mir das Alles erzählen?"

„Um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß unser sogenanntes Religions- und Kirchengebäude ein alter, hohler, morscher, wurmstichiger Kasten geworden sey, daß unsere Geistlichkeit mit allen ihren Kirchenordnungen und theologischen Exercier-Reglements ein vermorschtes Institut, daß von dem Volke die ehemals anerzogene, angefrömmelte, angekirchlichte Scheu vor den Götzendienern und ihrer Heiligkeit längst entwichen, und es unmöglich sey, jene alten Gespenster wieder lebendig zu machen."

Josephine faltete die Hände, und sagte mit komischer Bangigkeit, und gottloser Verdrehung der schönen Augen:

— „Welch ein Eifer! Welcher Zelot! Welcher Tempelstürmer! Welcher Heidenbekehrer! Mich wundert nur, daß der Dey von Algier Sie nicht zu seinem Beichtvater gemacht hat! — Können Sie das Alles auswendig? Oder erfinden Sie es im Augenblick? Und ist es wirklich Ihre Ueberzeugung?"

Otto fühlte, daß er mit seiner heftigen geistlichen Declamation vor dieser andächtigen Zu-

hörerin wohl eine sehr lächerliche Rolle spielen dürfte. Er lenkte schnell zu ihrem Scherz ein und versetzte:

„Ueberzeugung? Wie gesagt, ich glaube an Alles! An Himmel und Hölle, an Christus, an Mahomed, an Wischnu, Ahriman, Hexe von Endor, Jupiter, Walhalla, Dalai-Lama, und wenn ich Ihnen heute ein Ding als weiß beschwöre, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich morgen darauf sterbe, es sey rabenschwarz."

— „Mit solchem Bekenntniß" — erwiederte Josephine — „machen Sie hier keine große Sprünge. Der Atheismus und dergleichen Originalitäten sind verbraucht, und ganz außer Cours. Wir sind fromme Leute, und wenn Sie es bei uns zu etwas bringen wollen, rathe ich Ihnen, dieser Mode zu huldigen. Ihre Ansichten vom Verfall des Adels mögen für manche Gegenden Deutschlands richtig seyn. Aber im Ganzen sind sie falsch, weil sie einseitig sind. Gehen Sie hin, wo große Aristokratieen blühen und herrschen — da werden Sie Ihren Irrthum einsehen. Und wenn Sie auch an keine Menschen glauben, so glauben Sie diesmal meinen Worten. Sie werden sich manchen Fehlgriff und manche Reue ersparen."

Sie sagte das mit einem so lieblichen Ton herzlicher Gutmüthigkeit, und einem so mächtigen Blick der schönen schwarzen Augen, daß Otto sie

schon unwiderstehlich reizend hätte finden müssen, wäre er auch nicht in der Absicht gekommen, sich in diesem bereits gefaßten Glauben zu befestigen.

„Mein Leben" — versetzte er — „ist doch nur eine Reihe dummer Streiche gewesen. Ein Dutzend mehr — was ist daran gelegen? Die schwere Rolle, welche Sie mir vorschlagen, ist nicht mein Fach. Ich würde selbst unter Ihrer Direction eine verzweifelt hölzerne Marionette seyn. Lassen Sie mich lieber ein wildes Thier bleiben — Tiger, Giraffe, oder welche afrikanische Bestie ich am Besten vorstellen mag. Und wenn ich Ihnen zu laut brülle, so schlagen Sie mich über die Nase. Sie werden sehen, wie demuthsvoll ich die schöne Hand küsse, welche mich straft." —

— „Ja — küssen!" — sagte sie — „und im nächsten Augenblick zerreißen! Ich werde mich weislich in einiger Entfernung von Ihrem Käfig halten, die Krallen sind lang und scharf."

„Aber zuweilen werfen Sie doch ein Stück Zucker in den Kasten Ihres Ungeheuers. Oder einen freundlichen Blick, der mehr werth ist, als alle Zuckerplantagen Westindiens!"

— „Je nachdem Sie sich betragen. — Ich fürchte, Sie machen uns noch viel zu schaffen."

Er protestirte gegen diese Besorgniß und versprach sich möglichst zu bessern. Dann wollte er eine passende Wendung des Gesprächs benutzen, um mit



ihr wie mit einem günstigen Winde abzusegeln. Sie fand sich aber nicht. — Dagegen trat eine Pause ein. Mitten in derselben fuhr er plötzlich in die Höhe und zum Zimmer hinaus.

In der übelsten Laune ging er die Treppe hinunter, und schalt sich den ärgsten Dummkopf, welcher jemals einer schönen Frau gegenüber seine pedantischen Schulfüchsereien ausgekramt hätte.

Sie fiel, als er fort war, lachend in ihren Divan zurück, gab muthwillig dem Stuhl, worauf er gesessen hatte, einen Stoß mit ihrem kleinen zierlichen Fuß — und sagte, indem sie mit den schönen weißen Händen gar anmuthig in ihren schwarzen Locken und den bunten Bändern ihrer Morgenhaube umherfingerte:

„Du willst einen Löwen vorstellen? — Aber wenn man Dich genau besieht, bist Du nur ein Bär wie die Andern. Und Bären werden bekanntlich mit Honig in die Falle gelockt. Nun warte, Petz! Du sollst schon tanzen lernen!"

10.

Das Haus des Geheimenraths Glernau stand auf dem höchsten Punkte der Stadt, und blickte mit einem wahrhaft ministeriellen Gesicht über die niedrigen Dächer und Gassen hinaus. Hinter demselben zog ein schöner Garten sich bis an den Land-

see, dessen Ufer hier von einer steilen Felswand gebildet wurde. Auf ihrem Rande hatte Glernau einen Pavillon erbauet. Ein breiter Altan trat keck über die schroffe Kante hinaus. Die Klippe bog sich vom Gipfel gegen ihren Fuß einwärts. Der Blick über die Brustlehne fiel gerade in das Wasser hinab. Ja, wer von dem eisengegossenen Fußboden des Balkons den Teppich weghob, sah durch die metallnen Schnörkel des zierlich verschlungenen Gitterwerks, tief unter seinen Füßen im Abgrund schlagende Wellen, schwimmende Wasserhühner, Schwäne und Nachen, und wenn der See ruhig war, im klaren Spiegel das Bild der hochfliegenden Wolken. Die Fischer versicherten, an dieser Stelle habe die Fluth eine Tiefe von zwanzig Klaftern.

Der Pavillon, ein großer Saal mit einigen anstoßenden Kabinets — war Alma's Sommerwohnung. Hier verbrachte sie, von der Welt abgewendet, manchen Tag in melancholischen Träumen und verwünschte ihr Loos. Es hätte so leicht ein glückliches seyn können, und war durch tückische Laune der Schicksalsgöttin, durch menschlichen Eigensinn und Tyrannei der Verhältnisse ein so unseliges geworden. Entschiedenes Elend in Dunkelheit und Vergessenheit zu tragen, das vermag ein Mensch, ohne deshalb mit Gott, der Welt und sich selbst in Zwiespalt zu gerathen. Aber wer verdammt ist, mit einem Fuße auf der Schwelle zu stehen, hinter

welcher der Zaubergarten seiner liebsten Wünsche liegt, und den andern Fuß nicht nachziehen zu können — verdammt ist, aus seiner Nacht unverwandten Blicks in den Glanz eines versagten Himmels zu schauen — der geräth wohl auf die Abwege des Zweifels, wo die Hölle ihre Fallen stellt.

Alma war in solcher Lage.

Und heute besonders empfand sie dieselbe aufs Neue recht schmerzlich. Sie beging ihren achtzehnten Geburtstag. Ihre Hoffnung, daß der Geheimerath sie durch Adoption mit dem Geschenk eines Namens beglücken, und so endlich aus ihrer peinlichen Stellung erlösen würde, war abermals nicht in Erfüllung gegangen. Sie äußerte sich darüber mit bitterer Heftigkeit gegen Eugenie.

Beide Freundinnen saßen im Pavillon. Die Glasthüren standen gegen den Altan offen. Morgenluft und Morgensonne spielten lieblich in den Weinranken um die Fenster und in den seidenen Vorhängen. Auf den Tischen, an den Wänden umher, lagen und standen glänzende Geschenke — seidene Kleider von entzückenden Farben, neue Hüte von romantischen Formen, Pariser Bänder und Pariser Schuhe, russische Portefeuilles und englische Stahlfabrikate, eine große mit Bronze verzierte Pedalharfe, niedliches Porzellan, Neuigkeiten der Literatur, schön eingebunden und mit goldenem Schnitt, Stickereien und Häkeleien ihrer Freundinnen, Kränze und Bou-

quets von der Dienerschaft des Hauses — die ganze Geburtstagsherrlichkeit eines geliebten verzogenen Kindes, eines verzogenen Kindes, welches die Herrlichkeit kaum eines Blicks würdigt, und die Hand ausstreckt nach einem Traumbilde, nach der Nebelgestalt seines Lieblingswunsches — der nicht erfüllt wird. —

„Was frag' ich nach all' dem glänzenden Tand!" — sagte Alma unmuthig, während Eugenie die schönen Sachen bewunderte — „Anstatt mich zu freuen, kann er mich nur erbittern. Es liegt ein grausamer Hohn in diesen reichen Gaben. Man raubt einem Kinde Vater und Mutter, und dann schenkt man ihm buntes Spielzeug, damit es nicht schreie. Bin ich ein Kind? Sie sollen schon einmal erfahren, was ich bin und kann. — Alle mit einander, die mich hassen und verfolgen!"

— „Liebe Alma!" — sagte Eugenie — „Wie heftig und ungerecht! Du sprichst und träumst immer von Feinden. Wo sind Sie denn? — Wer Dich kennt, betet Dich an."

„Wo meine Feinde? — Ist nicht Er mein ärgster Feind, der sich das Ansehen giebt, mein Wohlthäter zu seyn?"

— „Dein Großvater?!"

„Hätte er mich sogleich nach meiner Geburt ins Wasser werfen, oder hätt' er mich in tiefer Unkunde meiner unseligen Verhältnisse wild aufwachsen

lassen — ein lustiges dummes sorgloses Bauermädchen — das wäre Klugheit und Liebe von seiner Seite, das wäre Glück für mich gewesen. So hat er in thörichter Eitelkeit aus mir eine Puppe gemacht; mich mit Blumen und Bändern aufgeputzt — Aber in der Puppe ist mehr Seele als er begreifen kann. Die Nadeln, womit er mir seinen Putz anheftet, sind Dolche; sie gehen ins Herz — ich verblute innerlich, und soll nach außen ein freundlich Gesicht machen! — Und gegen wen? — Dem Großvater könnt' ich am Ende seine Schwäche noch verzeihen (obgleich sie für einen Mann die jämmerlichste aller Eigenschaften ist), wenn er nicht eben durch sie ein Werkzeug in den Händen Anderer würde. — Sein Bruder, der mit seiner übermäßigen Weisheit die ganze Welt zu lenken meint — ihn dirigirt er wirklich wie eine Marionette. Wenn ich nur dies kahle, kalte, kreidegeschnitzte, nasengespitzte Fratzengesicht im Leben nicht wieder zu sehen bekäme! — Er allein hat den Großvater abgehalten, seine Pflicht gegen mich zu erfüllen. Er cabalirt fortwährend gegen mich. — O ich weiß recht gut, was er dem albernen Prinzen von mir erzählt hat!"

— „Dem Prinzen Hugo?"

„Nein, Deinem liebenswürdigen Ideale, dem Prinzen Arnold!"

— „Mein Ideal ist er wahrlich nicht. Aber liebenswürdig finde ich ihn allerdings mit allen Damen —“

„Ja, weil er ein Prinz ist — der unausstehliche Fat! — Wenn er nicht eine Durchlaucht wäre, sähe und hörte kein Mensch ihn an.“

— „Wie Du nur auf ihn zürnen kannst, der Alles thut, um einen freundlichen Blick von Dir zu gewinnen?“

„Wie ich nicht auf ihn zürnen könnte — das zeige mir! — Hat er sich nicht eingebildet, er dürfe sich gegen mich etwas erlauben, weil Glernau's Alma nicht Alma von Glernau heißt. — Erst mit Füßen treten mußte ich den prinzlichen Narren, damit er zur Besinnung kam.“

— „Dein Trotzköpfchen — sagte Eugenie — kleidet Dich allerliebst, aber es richtet Dich zu Grunde, und Du erreichst doch nichts damit. Was hast Du nun davon. Dich an Deinem Geburtstage so zu verstimmen? Wie sind wir nur auf solches Gespräch gekommen?“

„Geburtstag!“ — rief Alma, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf, und mit den schönen weißen Händen die noch weißere Stirn bedeckte — „Ach, wär' er nie, oder wär' er zugleich mein Todestag gewesen!“

Dann sprang sie plötzlich auf, lief zum Tisch, wühlte aus den Geschenken ein zierliches Kästchen

hervor, und reichte es unter lautem Gelächter Eugenien mit den Worten: „Stell' Dir vor! Die Gräfin ist hier gewesen, hat mir eine lange Rede gehalten und mir diese Ferronière geschenkt. Ich glaube, die Närrin bildet sich ein, mich zu protegiren! — Sie zog den spitzen Mund so schief zusammen wie einen Arbeitsbeutel, und that so gnädig herablassend! Ich war in Versuchung, ihr das Ding zurückzugeben. — Es ist obendrein recht geschmacklos, und nun muß ich ihr zu Ehren es doch ein paar Mal tragen. — Aber ich faßte mich, und zeigte ihr die prächtigen Ohrringe vom Großvater. Sie wurde blaß und roth; die Redensarten vergingen ihr auf der Zunge, und sie zog augenblicklich ab."

„Aber die Geschenke vom Großpapa" — sagte sie, indem sie wieder zum Tisch ging — „sind wirklich allerliebst. O, er hat Geschmack! Sieh nur den prächtigen blauen Hut und den schönen Caschemir."

„Du darfst mich immer ein Bischen mit loben, mein Schätzchen" — sagte Eugenie — „ich bin der Adjutant des Großpapa's gewesen, und fast Alles, was Du hier siehst, ist durch meine Hände gegangen."

Alma umarmte die Freundin; sie probirte einen Hut um den andern, lobte die schönen Kleider, und war auf einmal wie umgewandelt, ganz ein fröhliches Kind, welches um seinen Weihnachtsbaum

tanzt, in die kleinen Hände klatscht und ruft: Ach, wie schön! wie schön!

Eugenie erzählte ihr die Geschichte der einzelnen Bestellungen und Ankäufe, die merkwürdigen Begebenheiten, welche sich dabei zugetragen hatten, und vorzüglich mit großer Ausführlichkeit den listigen Anschlag, wodurch es ihr mit Hülfe des Cousin Wenk gelungen, den prächtigen Shawl, welcher schon an die Baronin Sporr so gut wie verkauft gewesen, für die Freundin zu werben.

Alma blickte die Sprecherin lächelnd an:

„Der Cousin war mit im Spiele? Ach, der aimable Cousin! — Das Geschäft war gewiß recht angenehm? Ich muß gestehen, von allen den sogenannten liebenswürdigen jungen Herren unserer Residenz ist Alfred der Einzige, den ich leiden kann."

„Ich bedanke mich in seinem Namen für die hohe Gnade" — versetzte Eugenie.

„Ich drücke mich nur so bescheiden aus" — fuhr Alma lachend fort — „damit Du nicht eifersüchtig wirst. Wenn Dir aber meine Zurückhaltung mißfällt, so will ich Dir gestehen, daß ich ihn gern habe, sehr gern! — Hu! Was sie nun Augen macht! — Ja, Lämmchen — Du könntest an mir eine gefährliche Nebenbuhlerin erleben!"

— „Ich glaub' es wohl" — versetzte Eugenie — „besonders da er solch ein erschrecklicher Demagog

ist. Wenn ich ihm nur das aus dem Kopf bringen könnte, dem Heiden!"

Sie seufzte dabei recht ernstlich.

„Wer ist der Heide und Demagog?" — fragte die Generalin, welche in diesem Augenblick in den Pavillon trat, und ohne Abwarten der Antwort, auf Alma zueilte, sie mit herzlichem Glückwunsch zu umarmen, und den Reichthum des geschenkbeladenen Tisches noch durch ihren Beitrag zu vermehren. Dieser bestand in einer schön gestickten Decke, einem Stirnband und einer eleganten Reitpeitsche zu dem Pferde, welches Alma heute vom Geheimenrath bekommen hatte. —

„Haben Sie meinen Mirza schon gesehen?" — rief Alma — „Ein Engel von einem Thiere! Kastanienbraun, schlank, flink wie ein Vogel und zahm wie ein Lamm; frißt Zucker aus der Hand, und setzt prächtig über. Soll ich ihn kommen lassen? Wollen wir reiten?"

— „Ich nicht" — sagte die Generalin. — „Ich habe weder den Sturz noch mein Gelübde vergessen."

„Wie kann man nur eine Generalin und so furchtsam seyn! Eugenie will — auch nicht reiten lernen. Es ist recht verdrießlich!"

— „Ja, mit Deinem Amazonenheer steht es windig aus. Bis jetzt ist nichts davon vorhanden als die hohe Generalität — Du und die Gräfin —

und dies Heldenpaar liebt sich obendrein wie Hektor und Achill. Ihr müßt Euch doch zu einiger Zärtlichkeit verstehen — damit Ihr zusammen galoppiren könnt."

„O, zu Pferde laß ich sie mir gefallen. Da bleibt man auseinander wie man will, und trennt sich da an der ersten besten Ecke. Ueberdies reite ich viel besser als sie, und der Mirza wird ihr vollends Kummer genug machen. Wenn ich ihn nur sogleich auf eine recht brillante Manier vor aller Welt produciren könnte."

— „Dazu ist morgen und übermorgen eine herrliche Gelegenheit!" sagte die Generalin. „Herborn giebt eine große fête champêtre. Die halbe Stadt kommt hinaus. Baron Soltar besorgt die Einladungen. Er hat mich schon vorläufig benachrichtigt, und wird sogleich selbst hier seyn."

„Der Narr? — hier seyn? Ich bin nicht zu Hause!" rief Alma, und streckte schon die Hand nach der Klingel aus.

Die Generalin fiel ihr in den Arm. — „Narr? — Sie kennen ihn ja noch gar nicht. Ich sage Ihnen, er ist ein höchst interessanter Mann. Ich meine ja nicht den Rittmeister."

„So?" — versetzte Alma, indem sie die Hand sinken ließ. — „Also der Mohr?"

— „Narr? — Mohr?" — lachte Eugenie — „Du hast wahrhaftig immer eine ganz besondere Art, die Leute zu bezeichnen."

— „Warum denn Mohr?“ — fragte die Generalin. — „Er ist ja nicht schwarz.“

„Aber doch sehr braun! Und dann hat er, ich weiß nicht, wo es steckt, aber doch wirklich viel Mohrenhaftes an sich. Den Othello denk ich mir so. Ueberdies kommt er aus dem Lande der schwarzen Heiden.“

— „Und am Ende war er es“ — sagte die Generalin — „von dem sich die Fräuleins vorhin so lebhaft unterhielten?“

„Nein“ — versetzte Alma — „das war der Heide Alfred, dessen weißen Jakobinismus Eugenie bei mir anklagte.“

Eugenie wollte über diese Indiscretion zürnen. Die Generalin unterbrach sie aber mit ihrem: „Schweigen Sie still! Hören Sie mich an! und danken Sie Gott, wenn der weiße Jakobiner sich nach wenig Jahren nicht aus seinem übertriebenen Liberalismus in einen ganz dunkeln Servilen verwandelt hat. Seine Quersprünge führen ihn gewiß dahin. Wir werden es erleben!“

Ein Bedienter meldete den Baron Soltar. Die Damen sahen ihn auch schon durch die lange Allee vom Hause herauf kommen; sie machten ihre Glossen über die schwarze Gestalt, und fanden Alma's Benennung wirklich recht passend.

Bei seinem Eintritt fuhr die Generalin ihm sogleich mit einem Vorwurf entgegen, ohne Strauß

und Glückwunsch zu kommen, da sie ihm doch gesagt, daß hier Geburtstagsfest sey. Er vertheidigte sich dagegen mit der bekannten Zerstreuung der Frau Generalin, welche jede durch ihren Kopf ziehende Idee schon als etwas wirklich Ausgeführtes betrachte, und ihn hier auf eine schreckliche Weise compromittire, weil sie ihm auch nicht eine Sylbe vom Geburtstag gesagt habe, ihn jetzt aber zwinge, ihrer Anklage direct zu widersprechen.

Die Generalin behauptete mit „schweigen Sie still" und „hören Sie mich an:" der Affront, sie Lügen zu strafen, könne nur durch Blut abgewaschen werden; Alma solle ihr, Eugenie möge ihm secundiren, und wer im Duell falle, werde, um die Sache zu verheimlichen, über den Balkon in den See gestürzt.

Alma versicherte zwar, die Anklage der Generalin wäre um so nichtiger, da der Baron durch Unterlassen des Glückwunsches die feinste Galanterie gegen sie übte — denn wie ein Herr sich eigentlich unterstehen dürfe, ihr zum Aelterwerden zu gratuliren? — Aber Aurelie verwarf alle Friedensvermittelungen. Höchstens wollte sie einen Waffenstillstand eingehen, bis die Landpartie vorüber wäre, welche Otto jetzt den Damen im Voraus ankündigte, damit sie ihre Einrichtungen dazu treffen könnten.

Im Gespräch hierüber war man auf den Balkon hinausgetreten. Otto bemerkte gegen Alma, wie er über den See her fast ihr Nachbar wäre. Zwischen seinem und dem Garten des Ministers lagen nur einige Wiesen. Die hohen Pappeln, welche jenseit aus krausem Gartengebüsch emporragten, standen um die Soltarsche Angelbrücke. — „Und jener blaue Waldkopf dort“ — sagte er, über die Wasserfläche hin zeigend — „ist der Falkenberg hinter Breda. Sie beherrschen von hier aus mit einem Blick mich und mein ganzes Reich.“

Sie lächelte dazu. Aber lag es nun in dem Wort oder im Ton, mit welchem er es sprach — Sein Ausdruck hatte etwas Auffallendes; auch sein Blick. Ueber ihre blassen Wangen flog eine wunderliebliche Röthe. Sie fühlte das Erglühen, und ward nur um so mehr verlegen. Er sah mit Verwunderung, wie der scharfe Charakter des geistreichen Gesichts sich plötzlich in die mildeste Anmuth umwandelte.

Sie überwand jedoch die kleine Verwirrung schnell, zog Eugenien in das Gespräch, und sagte einige gleichgültige Worte über die Schönheit des See's und die reizende Lage des Guts Breda, welche ihr aus der Nachbarschaft von Herborn sehr genau bekannt war. Er hörte aufmerksam zu, und suchte nachher vergebens den Grund, warum ihre einfachen

Bemerkungen ihm so bedeutend und originell vorgekommen waren.

Man stand noch beisammen auf dem Balkon, als der Geheimerath und der Hofmarschall eintraten. Der Letztere nahm am Gespräch wenig Antheil, und noch weniger Notiz von Alma's Geburtstag. Er schien vielmehr gekommen, sie durch sein Benehmen aufs Empfindlichste zu kränken; indem er sich ihr gerade gegenüber stellte, und sie mit einem impertinent höhnischen Blick seiner grauen Augen so verachtend ansah, daß Otto, von dieser empörenden Unart gegen ein wehrloses Mädchen ergrimmt, ihn gern in den See hinunter geschleudert hätte.

Alma schien indessen schon ziemlich abgehärtet gegen solche stille tückische Feindseligkeit. Sie ignorirte durchaus die Gegenwart des fatalen Großonkels, und wenn ihr Blick irgend einmal an ihm hinstreifte, so geschah es mit dem Ausdruck ruhiger Kälte, womit Jemand zufällig eine alte halb verlöschte Tapetenfigur ansieht.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die bevorstehende Landpartie. Auf des Geheimenraths Frage: ob Prinz Arnold dazu eingeladen werde? antwortete Otto verneinend, und fügte etwas spitz hinzu, ihm selbst könne dies nur angenehm seyn, denn der Prinz behandle ihn mit einer so auffallenden Abneigung, daß er sich in dessen Gegenwart, so selten ihm diese Ehre auch zu Theil werde, nur

sehr unbehaglich fühle — er tröste sich übrigens mit der Bemerkung, daß er dieses Unglück mit vielen Personen theile.

Diese Worte brachten ihm einen freundlichen Blick aus Alma's schönen Augen, die Generalin lachte vor sich hin und Eugenie erwartete mit sichtlicher Befangenheit, welchen Effect diese freimüthige Aeußerung beim Geheimenrath hervorbringen möchte.

Glernau schwieg diplomatisch. Nachher aber, während die Damen eine eifrige Berathung über ihr für die Landpartie zu wählendes Costüm hielten, zog er Otto bei Seite, und gab ihm zu verstehen, daß in dem Benehmen des Prinzen sich der Unmuth über eine getäuschte Hoffnung ausspreche. Man habe nämlich erwartet, daß Baron Soltar sich dem Hofe nähern, und das Gouvernement in seiner Person und Stimme eine kräftige Stütze erhalten werde, deren es bei jetzigen kritischen Zeiten nicht genug haben könne. Statt dessen aber glaube man ein Hinneigen zu der Oppositionspartei zu bemerken, welches höchsten Orts nur ungern gesehen werde. Er, der Minister, habe bisher noch immer den Baron vertheidigt. Nicht ohne Schwierigkeit, da er den Anklagen kaum eine haltbare Entschuldigung, keine Aeußerung des Barons, viel weniger eine Thatsache entgegen zu setzen gewußt. Jetzt aber, wo die Versammlung der Stände, und mit ihr ein lebhafter Kampf über Civil-Liste, Domainen und andere wich-

tige Dinge bevorstehe, komme es darauf an, seine Leute zu kennen. Er müsse daher den Baron um eine Skizze seiner Ansichten bitten; er hoffe ihn richtig beurtheilt zu haben, und gebe ihm zu bedenken, was ihm seine Stellung in der ersten Reihe des Adels und: sein eigenes Interesse (zweimal wiederholt) zur Pflicht mache, in einer Zeit, wo es darauf ankomme, das Bestehende, Feste, Altwürdige gegen den revolutionairen Andrang zu erhalten.

Die confidentielle Rede war an Form und Gehalt ein gutes ministerielles Machwerk. Besonders der Schluß, wo der Geheimerath die Gunst des Hofs nebst reellen Folgen in lieblichen Farben hervorschimmern ließ, schien auf schlagenden Effect berechnet. — Vielleicht eben wegen der zuversichtlichen Rechnung ward die Wirkung verfehlt.

Otto antwortete Einiges, was eigentlich keine Antwort war, und überließ es dem Minister, einen Sinn hinein zu construiren. Dieser glaubte wirklich, in den hingeworfenen Phrasen eine tiefe Bedeutung zu entdecken, wußte sich etwas damit, diese augenblicklich heraus zu klauben, und er stolzirte recht glorreich, indem er dem Baron aus einander setzte: dies und das und jenes habe er doch eigentlich sagen wollen. Otto replicirte etwas in der vorigen Art. Und so warfen sie den windgefüllten Wortball sich ein paarmal herüber, hinüber — bis endlich

Otto den leeren Kram beseitigte. Er ging, nachdem er die Damen gebeten, seine Nachricht zwar nur als eine vorläufige Anzeige zu betrachten, welcher die förmliche Einladung nachfolgen werde, auf jeden Fall aber ihn schon jetzt zur Meldung ihrer Einwilligung nach Herborn zu autorisiren.

Bald darauf entfernten sich auch die beiden Brüder. Im Fortgehen entdeckte der Minister dem Hofmarschall, wie er den Baron zu gewinnen hoffte. Es käme darauf an, ihn mit einem schönen, bunten, goldenen Netz zu umstricken, und das sollte die Gräfin Dolm ihm über den störrigen Kopf werfen. Gefangen müsse er werden. Durch ihn und einige andere werde das Ministerium sich in der Ständeversammlung eine Majorität werben, ohne welche es im bevorstehenden Kampfe nicht siegen könne. — Bei dieser Gelegenheit kamen auch einige von Seiten des Hofs nothwendig zu machende Concessionen zur Sprache, deren bloße Andeutungen den heftigsten Zorn des Hofmarschalls aufregten. Er warf seinem Bruder vor, daß er diese wichtigen Sachen mit unverantwortlichem Leichtsinn behandle, und sich von dem wiederkehrenden Jakobinismus der neuesten Zeit auf eine Weise einschüchtern lasse, die eines Ministers durchaus unwürdig sey. — Concessionen! Welche Feigheit! Ob es da zu verwundern, daß die Canaille täglich frecher werde? — Wie eine Felswand müsse man ihr entgegenstehen. — Nach-

geben sey Schimpf! sey Hochverrath! — richte zu Grunde —

„Ich mache mein Compliment" — versetzte der Minister — „Ganz wie Polignac, der mit solchem dummen Starrsinn König, Thron und Reich zu Grunde gerichtet hat. Nein, mon cher frère, solche Reden sind leicht zu führen, aber mit solchen Gesinnungen Minister zu seyn, ist heut zu Tage unmöglich. Ich bin auch kein unbedingter Lobredner der Constitutionen, und sehne mich gar nicht nach den schönen Tagen, wo ich den Landständen Rede stehen soll. Aber der dreizehnte Artikel der Bundesakte hat die Verfassungen versprochen. Nach funfzehnjährigem Harren müssen sie heraus, und wehe dem Minister, welcher seinem Herrn zur Verzögerung oder gar zur Verweigerung rathen würde! — Ich wenigstens — — —"

— „Wir haben ja aber schon längst dergleichen Alfanzereien" — brummte der Hofmarschall.

„Ich gratulire zum rechten Wort, welches Du unwillkührlich getroffen hast!" — versetzte Glernau. „Ein wahres Possenspiel von Landesrepräsentation. Kein Mensch glaubt an diesen alten Götzen; keine politische Klugheit vermöchte ihn aufrecht zu erhalten und in Gang zu bringen. Er hat keine Beine, worauf er stehen, keine Hände, womit er etwas fassen kann."

— „Und darum macht Ihr jetzt wahrscheinlich eine schöne neue Constitution mit recht langen Tatzen und scharfen Krallen, die dem Herrn Minister und uns Allen das Fell abschinden? — Ich wollte den Schreihälsen einen schönen Knebel in die Mäuler stecken! Die großen Kinder sollten glauben, es wäre so ein Nutschlappen, bis sie daran erstickten!"

„Ich kenne das! So sprecht Ihr Alle!" — sagte Glernau — „und sprecht wie Ihr es versteht. Leider Gottes hat ein Minister unserer Zeit nicht nur mit dem Volk, sondern auch mit der Camarilla zu kämpfen. Beide wollen auf beiden Seiten Alles — nämlich h a b e n. Nachgeben nur will kein Mensch. Und da soll der Minister, hierhin gezerrt, dorthin gezerrt, Rath schaffen — und Alles ausgleichen. Eine schöne Commission! Und dann noch das unsinnige Geschwätz anzuhören!" —

— „Hätte man mir vor zehn Jahren gefolgt" — sagte der Hofmarschall, indem er mit erhabenem Anstand eine große Prise Taback in die große Nase stopfte — „so wären wir aus allen den miserablen kleinen Verwirrungen längst heraus, und auf den rechten Weg zurück gekommen. Als man die spanischen Rebellen zu Paaren getrieben hatte, mußte man den Augenblick benutzen. Die Bundesacte mußte revidirt und annullirt werden. Der dreizehnte Artikel und andre Albernheiten, die nur aus feiger Angst vor dem verdammten Bonaparte hin-

eingekommen, wurden ausgestrichen. Man ließ ein Dutzend Demagogen aufhängen, und bat den Kaiser von Rußland, den schwachen deutschen Regierungen zu Hülfe zu kommen, indem er ein paar mal hundert tausend Kosacken an der polnischen Gränze aufmarschiren ließ. Damals war es Zeit, alles in die schönste Ordnung zu bringen. Ich möchte doch sehen, wer gemuckst hätte! Das wäre eine ganze Maßregel gewesen. Aber freilich" — (er warf einen unermeßlich verachtenden Blick auf seinen Bruder) — „dazu bedurfte es anderer Männer, als die wir am Ruder sehen."

„Ich danke verbindlichst" — sagte Glernau. — „Wenn man Euch Herrn vom Hof schwatzen hört, sollte man glauben, das Regieren wär' ein Kinderspiel, und wir Leute vom Fach wären die dümmsten Teufel, die ihr Handwerk nicht verständen. Nicht wahr? Mit ein Paar Cabinetsordres oder gar lettres de cachet regiert man nach wie vor die ganze Welt? Und das Volk ist eine zahme Heerde, die auf einen Peitschenknall zusammenfährt? — Ihr wißt nichts von dem, was vorgeht. Daß Ihr Eure Diners und Hof-Equipagen und Theaterlogen habt, und Tabatieren und Bänderchen zur gehörigen Zeit und in gehöriger Quantität bekommt, das ist die Hauptsache — alles andre ist Quark! Und wenn Ihr nur vierzehn Tage in Eurer Blindheit regiertet, so hättet Ihr am

funfzehnten nicht mehr, wohin Ihr Euer Haupt legtet. Ihr habt keine Ahndung von den Anstrengungen, womit die Maschine im Gang erhalten wird, womit die Mittel zu Eurer Existenz herbeigeschafft werden. Bei der kleinsten Schwierigkeit würden Euch Hände und Füße im Wege stehen. Von oben herab raisonniren und tadeln, die Fürsten aufhetzen und irre machen, das versteht Ihr! Weiter nichts. Ihr schreit darüber, daß zuviel Politik geschwatzt und Weltverbesserung gesalbadert wird. Euch aber sollte man zuerst die Mäuler stopfen."

— „Der Herr Bruder scheint ja in einen förmlich demagogischen Paroxismus zu fallen!" — sagte der Hofmarschall. — „Ich bin wirklich erstaunt, solche ultra-liberale Ministerial-Erklärung zu vernehmen."

Der Hofmarschall gab im weiteren Verlauf des Gesprächs zu verstehen, daß einem so bedenklichen Hinneigen des Ministers zur politischen Ketzerlehre durch ein strafferes System des Hofs entgegen gearbeitet werden müsse. Der Geheimerath forderte ihn heraus, das auf seine Gefahr zu versuchen. Zuletzt trennten die Brüder sich weidlich erbittert, und mit sehr verschiedenen Entschlüssen. Der Hofmarschall, hoch verwundert über den Bruder Minister, welcher sich so rebellisch emancipirte, machte seinen Plan, wie er ihn von jetzt an dirigiren und

herumbringen wollte. — Der Geheimerath aber schalt im Herzen seinen Bruder einen Stock-Ultra, und befestigte sich in dem Vorsatz, der gefährlichen Camarilla kräftiger als bisher durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel entgegen zu wirken. — Ich werd' Euch zeigen, ob ich Minister bin! sagte er, indem er von dem Verstockten wegtrabte — und wiederholte bei jedem zehnten Schritt sein „Ich!"

11.

Die Landpartie nach Herborn brachte alle Equipagen der Residenz in Bewegung, und ward vom schönsten Wetter begünstigt. Alma und Josephine hatten stolz verschmäht, sich der rollenden Wagenburg anzuschließen. Eine so schöne Gelegenheit, als Amazonen zu glänzen, durfte nicht versäumt werden. Otto, Prinz Hugo, Alfred, und der Legationsrath Stahl waren ihre Begleiter. Man verließ unmittelbar vor der Stadt die Chaussee, und schlug auf der andern Seite des See's einen Weg ein, der über freie Hügel und an freundlichen Dörfern hin durch anmuthiges Gehölz führte. Alma war heiter wie der Tag und ganz in der fröhlichen Laune eines Kindes, das über sein Spielzeug hinaus keinen Gedanken hegt. Sie hatte unendliche Freude an ihrem Pferdchen, und wäre gern mit Allen in die Wette geritten. Josephine zeigte sich nicht so unbefangen. Daß Prinz Arnold nicht

eingeladen, und der Rittmeister zum Theil deshalb, zum Theil wohl aus Haß gegen den Vetter zu Hause geblieben war, machte ihr ernstlichen Verdruß. Zwei Verehrer weniger! Und das an einem so glänzenden Tage, wo sie den Schwarm ihrer Anbeter lieber um ein Dutzend vergrößert gesehen hätte! — Ueberdies bekümmerte Prinz Hugo sich viel zu wenig um sie; der Baron suchte gar zu eifrig jede Gelegenheit, an Alma's Seite zu kommen; und diese war heute so unausstehlich lustig — und schön! —

Sie waren am Eingang eines Hohlwegs, der zwischen überhängenden Gebüschen sich in gerader Linie vor ihnen zum Wiesenthal hinabsenkte.

Josephine, welche das ewige Schwatzen zwischen Alma und Otto zu unterbrechen ungeduldig war, rief ihm zu:

„Sehen Sie, Baron! Dort vor uns in der Mitte des Weges zwischen den Hecken fliegt ein schöner gelber Schmetterling! — Können Sie den wohl einholen, und mit der Reitpeitsche aus der Luft herunterhauen?“

Otto wollte antworten. Aber Alma fiel rasch ein:

„O, pfui! Der arme Schmetterling! — Aber damit die Gräfin nicht um das Kunststück und der Baron nicht um seinen Ritterdienst komme; sehen Sie — hart an dem Schmetterling hängt ein Zweig

mit wilden Rosen über den Weg herein. Mir scheint, Sie müssen ihn erreichen können. Davon brechen Sie eine, aber im Galopp!"

„Wie sentimental!" sagte die Gräfin.

Otto flog hinunter. Der Weg war sehr uneben und der Zweig schwebte ziemlich hoch über ihm. Aber doch riß er, im gestreckten Lauf, ihn glücklich herunter. Dann warf er sein Pferd herum und sprengte triumphirend wieder herauf. Es war am Zweig nur eine einzige Rose. Er neigte sich vor Alma und reichte sie ihr.

Sie wollte ihn an die Gräfin weisen. Aber der Blick seines Auges machte sie verwirrt. Sie wußte das rechte Wort nicht zu finden, nahm den Zweig aus seiner Hand und steckte ihn an die Brust. Ueber ihre Wange flammte dabei ein Roth, lieblicher als die Rose.

Josephine dagegen ward blaß wie eine Leiche. Doch verbarg sie ihren Aerger in ein spöttisches Bravo!

Stahl und Alfred starben fast an verhaltenem Lachen, und gaben ihren Pferden die Sporen, um drunten ungehindert loszuplatzen.

„Deliziös!" — rief der Prinz. — „Aber wissen Sie, Baron, das war ein braves Kunststück. So im gestreckten Jagen sich in die Bügel zu stellen! Damn! Sie sind ein Reiter!"

„Das haben mir sogar die Don'schen Kosacken eingeräumt!" — versetzte Otto.

„Ich muß bekennen, so stark hätt' ich Sie nicht gehalten."

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Nun, ich weiß nicht — ich habe Sie schon reiten sehen — aber dies übertraf meine Erwartung — noch dazu bergunter — ich glaubte schon, Sie lägen. Wie geht es denn zu? — ich höre Sie nie von Pferden sprechen?"

„Ich führe gern bessere Gespräche" — versetzte Otto. — „Aber mit Ihnen, mein Prinz, will ich gern davon sprechen."

„Es wird mir sehr angenehm seyn!" — erwiederte der Prinz.

Jetzt wurde Josephine röther, als jemals eine Päonie gewesen ist. Alma lachte laut auf. Hugo sah sich erstaunt nach ihr um. Indem sie einen Vorwand suchte, fiel ihr Blick zufällig auf Otto's Hand.

„Mein Gott! Sie bluten!"

Er hatte sich die Finger an den Dornen gerissen. Das Blut drang durch den Handschuh.

„Für Sie, Fräulein! Ein Glück mehr!"

„Nein, jetzt wird die Sache doch zu empfindsam!" — sagte Josephine. — „Und da Sie gegen mich (wenn Sie es nicht wissen sollten, so erfahren Sie es jetzt) recht unartig gewesen sind, Herr

Baron, so verbiete ich Ihnen, in meiner Gegenwart noch ein Wort von der Rose zu sprechen; und befehle Ihnen, den andern Herren dort Halt zu commandiren; sie jagen uns ja eine Staubwolke entgegen, toller wie drüben auf der Chaussee!"

Sie wollte scherzen. Aber ihre Stimme zitterte vor Aerger, und ihre Augen funkelten wie ein paar Dolche. — Alma fühlte, was in der Gräfin vorging. Sie nahm die Sache lustig auf, damit sie nicht gar ins Feindselige ausarten möchte.

Indessen hatte die kleine Scene doch ihren Einfluß auf die Unterhaltung der Gesellschaft. Jeder, den Prinzen ausgenommen, dachte sich etwas dabei, und es dauerte lang, ehe wieder ein Gespräch in Gang kam. Alma besonders schien plötzlich in sich gekehrt, und vermied eine Weile, den Baron anzusehen.

Es gab einen hübschen Anblick, wie die kleine elegante Cavallerie bei Herborn vor dem Schlosse aus dem Walde hervorbrach. Josephine im dunkeln Kleide auf dem prächtigen Schimmel, Alma im silbergrauen Amazonenhabit auf dem braunen Mirza, die Herren zu beiden Seiten courbettirend. Dagegen wimmelte die Terrasse oben schon von bunten Kleidern, Shawls und Sonnenschirmen. Die Spaziergänger und die ankommenden Reiter betrachteten sich gegenseitig mit Vergnügen, und

von beiden Seiten hieß es: Welch ein lustiges Bild!

Es fuhren noch immer Equipagen durch den Wald heran. Auch von andern Seiten kamen Wagen und Reiter. Das monotone Einerlei der nach den neuesten Modegesetzen uniformirten städtischen Figuren, ward durch einige groteske Landjunkergestalten aufs Ergötzlichste unterbrochen. Die Frau vom Hause hatte trotz ihrer Regsamkeit genug zu thun, alle die Gäste zu empfangen.

Bis die Damen ihre vom Staub derangirte Toilette hergestellt hatten, trieben die einzelnen Herrn, welche nicht in ähnlicher Thätigkeit beschäftigt waren, sich im Garten und Park umher. — Billard, Schaukel, Stall und Gewehrkammer wurden in Anspruch genommen. Endlich läutete die Glocke zum Frühstück und bald darauf strömte die Gesellschaft im heiteren, mit Orangenbäumen und Herbstblumen schön verzierten Gartensaal zusammen.

Man weiß, wie es gewöhnlich bei Landpartien zugeht, wie in der Regel die halbe Zeit mit Speise und Trank, mit isolirter Courmacherei und Geflüster, die andere Hälfte in Erwartung des Amüsements zugebracht wird, welches manchmal ausbleibt.

Herborn hatte gegen dies letztere Fehlschlagen wirksame Vorkehrungen getroffen. Die Aufgabe, eine zahlreiche Menge fortwährend zu beschäftigen, und

dadurch zu unterhalten, war von ihm sorgfältig überlegt worden, und der gute Erfolg bewies die Richtigkeit seiner Rechnung.

Der Zeitraum vom Frühstück bis zum Mittag ward durch einen großen Fischzug ausgefüllt. Die ganze Gesellschaft begab sich im bunten Schwarm hinunter zu den weitläufigen Teichen; das junge Volk zu Fuß durch den Park und die Wiesen; ältere Damen und Herrn nahmen auf bequemen Droschken den Umweg durchs Dorf.

Schon beim Frühstück hatten sich im gegenseitigen Annähern einzelner Paare manche Verhältnisse gezeigt, welche auch der allgemeinen Kunde nicht fremd, und von ihr längst anerkannt waren. Daß Alfred sich fast ausschließlich mit Eugenien beschäftigte, und der Legationsrath seiner Generalin kaum von der Seite wich, fand Jedermann in der Ordnung. Neugieriger erwartete man, welchen ihrer Verehrer die schöne Gräfin heute als diensthuenden Kavalier bezeichnen würde, da der bisher mit dieser Gunst beglückte Rittmeister fehlte, und sich auch dieses Verhältniß seit Otto's Ankunft bedeutend geändert haben sollte. Prinz Hugo zwar hatte schon immer für einen ernstlichen Nebenbuhler gegolten. Wohlunterrichtete Leute aber meinten, d e r bleibe nach wie vor wohl in der zweiten Rangclasse und wetteten Zehn gegen Eins, der neue Soltar könne ohne Weiteres in die Stelle seines Vetters ein-

rücken, schon aus dem einfachen Grunde, weil er der Neue wäre; denn bekanntlich spielte der neueste Sklav bei Josephinen wenigstens für die ersten acht Tage stets die Rolle des Favoriten. Otto schien jedoch sich diesem Fach heute nicht widmen zu wollen. Seine Blicke hingen nur an Alma's Augen. Keine der anwesenden Damen konnte sich rühmen, den interessanten Sonderling nur soviel Minuten lang gefesselt zu haben, als er jetzt Stunden mit der unbedeutenden namenlosen Waise verschwatzte. Alle fanden ihn plötzlich sehr abgeschmackt, und sie unleidlich. Josephine nahm zwar die Miene an, als ob sie diesen ihr höchst gleichgültigen Verkehr gar nicht bemerkte. Aber die innere Unruhe zwang sie doch, von Zeit zu Zeit ihre Augen wieder nach dem ungezogenen Paar hinüber zu werfen. Sie fand es immer unzertrennlich. Und die boshaften Beobachter notirten in ihre Gedächtnißtafeln, daß niemals die schöne Gräfin sich so oft in die süßen Lippen gebissen hätte.

Bekanntlich giebt es Schönheiten, die nur im Ballkleid und beim Strahl der Kronleuchter als solche glänzen. Andere zeigen sich vortheilhafter, wenn sie im hellen Tageslicht unter grünen Zweigen über dem Rasenteppich frei und leicht dahin schweben. Alma gehörte zu diesen, und besonders heute war sie unbeschreiblich reizend. Eine ihr selbst beinahe fremd gewordene Empfindung ungetrübter

Fröhlichkeit zauberte auf ihre Wangen den Farbenhauch einer seltenen Wunderblume, und der heitere Himmel fand den lieblichsten Wiederschein in ihren tiefblauen seelenvollen Augen.

Während die Fischer ihre langen Netze durch den Teich zogen, vertheilte die Gesellschaft sich in bunten Gruppen an den Ufern. Kleine Partien junger Damen und ihrer Anbeter schwärmten in leichten Barken herüber, hinüber, und als die nasse Wasserjagd ihr Ziel erreichte, strömte alles nach dem am Rande der Wiese aufgeschlagenen Zelt, vor welchem die wimmelnde, schnalzende Beute zum Beschauen auf den Rasen hingeschüttet wurde, ehe man sie zur weitern Aufbewahrung in die nahen kleinen Behälter brachte, oder in Wasserfässern zum augenblicklichen Verbrauch wegschaffte.

Bald nachher ward im nahen Walde zur Tafel geblasen, und die Gesellschaft eilte auf die willkommene Einladung nach einem großen Pavillon, worin stets die Herbornschen Jagdfeste begangen wurden. Aber die alten Bilder, welche tapfere Jäger und merkwürdige Hirsche vorstellten; und die großen Geweihe und ausgestopften Vögel hatten wohl noch nie auf eine so glänzende und zahlreiche Versammlung herabgeschaut.

Mathilde hatte Otto's eifrige Bemühungen um Alma wohl bemerkt. Als man in den Pavillon ging, flüsterte sie ihrem Manne etwas ins Ohr,

worauf er lachend sagte: „Du bist ein Kinds-kopf!“ —

„Spotte nur!“ — versetzte sie — „ich will nichts dabei zu verantworten haben, und werde heute wenigstens meine Anstalten danach treffen.“

Die Plätze am Tische waren durch Namen bezeichnet, und Mathilde wußte mit Hülfe ihres Mannes und des gewandten Neffen die Honneurs so vortrefflich zu machen, daß in wenig Augenblicken das Gewirr der hereinfluthenden Menge sich entwickelt, und Jeder sein Loos gefunden hatte. Otto fand das seinige, gegen seine heimliche Erwartung, zwischen der Gräfin und einer alten mumienartig vertrockneten Stiftsdame; ihm gegenüber saß die Muse der Geschichte, in Person der Frau von Runolt — Alma sah er durch einen Wald von Kopfzeugen, Blumen-Vasen und Tafel-Aufsätzen ganz am andern Ende des Tisches.

Mit boshafter Freude, zugleich aber mit einiger Empfindlichkeit bemerkte Josephine Otto's Mißbehagen. Sie schwur bei sich selbst, in einer halben Stunde müsse das anders seyn! Im Bewußtseyn ihrer Zauberkräfte durfte sie den Schwur thun — denn sie brachte ihn zur Erfüllung. Die Situation kam ihr dabei sehr zu Statten. Von der Stiftsmumie wandte sich Otto sogleich mit einem gelinden Schauder ab. Frau von Runolt gegenüber grub schon bei der Suppe eine fürchterliche alte Historie

auf, welche nach der breiten Anlage mit den unvermeidlichen Einschaltungen über Braten und Nachtisch hinauszuwachsen drohte. Sie streckte gleich zu Anfange ihre Fühlhörner über den Tisch nach dem weitgereiseten Mann aus, um ihn mit ihrem weitläufigen Spinnengewebe zu überstricken; er sollte hören, bestätigen, bewundern. Welche angenehmere Zuflucht konnte es für ihn geben, als das Gespräch mit der schönen lebhaften Frau an seiner Seite! — Und wie liebenswürdig zeigte sie sich! Und wie fein wußte sie das Absichtliche ihres Benehmens unter der Anmuth leichter Plauderei zu verbergen! Da war nichts Gesuchtes, nichts Aufgestutztes. Alles kam so natürlich, so zufällig, es kam so bezaubernd über die verführerischen Lippen! und zu dem schmeichelnden Ton der Stimme, welcher unwiderstehlich ins Herz drang, gesellte sich die Blitzesgewalt der schwarzen Augen, das zierliche Spiel der Hände, die hinreißende Macht ihres ganzen Wesens. Josephine war eine Schönheit, die es vertrug, in nächster Nähe mit scharfen Augen gemustert zu werden. Das schön gelockte Haar, die reine Haut, die kleinen zierlichen Ohren, die blendend weißen Schultern und niedlichen Hände — Alles war meisterhafte Vollendung, und das Ganze mit einem Hauch von Eleganz und Geschmack in Kleidung und Haltung umschwebt — — wäre Otto wirklich der „Bär" gewesen, für den sie ihn erklärt hatte; selbst die Bären-

Natur mußte an der Wärme dieses Strahls hinschmelzen.

Sie aß wenig. — Zu Otto's Freude, der das Gegentheil stets für einen schrecklichen Feind weiblicher Grazie erklärte. — Sie sprach lebhaft. Nicht mit dem unaufhaltsamen eintönigen Geriesel eines Springbrunnens — sondern mit dem gefälligen Schwung einer Melodie, welche zuweilen anhält, verklingt, und dann lieblicher wiederkehrt. Und wenn auch nicht alles, was sie sagte, vorzüglich geistreich war, so spielte doch selbst aus dem Gleichgültigen eine Innigkeit, wie aus nachläßig hingeworfenen Blumen der nämliche süße Duft weht, den sie im sorgfältig gebundenen Strauß haben. —

Wer vergäße in solcher Nachbarschaft nicht mit Vergnügen Zeit und Raum!

Otto fühlte sich aufs Unangenehmste überrascht, als plötzlich die zurückgeschobenen Stühle das Ende der Tafel verkündeten. Er hatte von dem übrigen Gespräch nichts vernommen, hatte die vortreffliche Musik der böhmischen Bergleute nur wie aus der Ferne sumsen gehört — und wußte sich am Ende nicht einmal zu sagen, was denn eigentlich an dieser Unterhaltung ihn so entzückt hatte. — Aber das ist es eben!

Verliebt? — Nein, so schnell kam ihm das nicht. Aber betäubt war er von dem neuen Ein-

druck, und es nebelte ihm durch den Kopf wie ein Champagner-Rausch.

Zur angenehmen Ueberraschung der Gesellschaft traten jetzt aus den Büschen, welche den großen Platz mit seinen Bänken und Lauben einschlossen, die drei Tyroler, in ganz Deutschland bekannt unter dem Namen des „Kleeblatts aus dem Ziller-Thal.“ Herborn hatte sie auf ihrem Wege zur Residenz, gestern aufgefangen, und bis diesen Augenblick versteckt gehalten. Ihr Erscheinen erregte laute Freude, besonders bei denen, welche sie schon an andern Orten getroffen hatten. Der schöne lange Anton, der schalkige Balthasar und der stämmige treuherzige Franzl sahen sich schnell von alten Bekanntschaften aus Carlsbad und Töplitz umringt. Nach allen Seiten mußten sie ihren Händedruck und ihr „Grüeß di Gott!“ wiederholen, und noch ehe sie damit herumkommen konnten, waren sie schon von einem Kreise der jüngsten und schönsten Damen eingeschlossen, welche vor Allen vor Neugier brannten, die musikalischen Talente der schmucken Bursche kennen zu lernen.

Ihr Gesang und ihr Benehmen, worin durch die naive Treuherzigkeit der Alpensöhne eine auf Reisen erworbene und mit angebornem Geschick ausgebildete Gewandtheit im Verkehr mit Städtern und vornehmen Personen durchblickte, erwarb ihnen allgemeinen Beifall. Die Zahl der Zuhörer vermehrte

sich mit jedem Augenblick. Herborn hatte nämlich diesen Tag auch seinen Fischern, Bauern und Taglöhnern zum Fest gemacht, und für sie einen Tanzplatz am Ausgang des Waldes eingerichtet, von welchem aus nun die geputzten Dorfschönen mit Hans und Kunz herbeiströmten, um in bescheidener Entfernung das Jodeln und die Zitterklänge zu vernehmen.

Der Contrast zwischen den hier einander gegenüber stehenden Extremen der bürgerlichen Gesellschaft, zwischen ihren Manieren sich auszudrücken und zu freuen, gab ein sehr interessantes lebendiges Gemälde. Die Freude äußerte sich von beiden Seiten immer lauter bei jedem vorgetragenen Liede. Die Tyroler wurden aufgefordert, sich unfehlbar morgen in der Stadt einzufinden, und bekamen schon hier auf dem Platz Einladungen nach manchen Häusern. Otto hatte damit den Anfang gemacht. Indessen war er von der ganzen Versammlung gewiß am weitesten entfernt, ein ungemischtes Vergnügen bei ihren Melodieen zu empfinden. Im Gegentheil, fast mehr wie jede andere Musik erregten sie ihm eine tiefe Wehmuth, einen Sturm schmerzlicher Erinnerungen, ein weiches sehnsüchtiges Heimweh nach den schuldlosen Kinderjahren, nach fernen Gegenden, nach Einsamkeit, nach Vergessenheit. Er zürnte ob dieser Schwäche, und konnte sie doch nicht überwinden. Nicht weit von ihm stand Alma. Er sah es

ihren Augen an, daß sie ein ähnliches Gefühl bekämpfte. Um es in sich gewaltsam zu unterdrücken, suchte er Josephinens Blicke. Aber diese führte, von ihm abgewendet, ein lachendes neckendes Gespräch mit dem Hofmarschall, dem Prinzen und einigen anderen Herrn, welche gleich ihr, diese Musik wie ein anderes Concert mißhandelten, indem sie eben dann am lautesten wurden, wenn die Sänger sich aufs Beste anstrengten.

Otto wurde von seiner Stimmung wahrhaft gepeinigt. Er schämte sich der Rührung, die ihn wie ein Dieb in der Nacht überfiel. Er fürchtete dadurch lächerlich zu werden. Gern hätte er sich entfernt. Aber dagegen stritt wieder sein Stolz, der ihm nicht erlaubte, den Gaffern den Platz zu räumen.

„Mir ist wunderlich zu Muth!" — sagte er zuletzt halblaut gegen Georg — „Ich fühle mich so dumm und verwirrt! Ich wollte, es passirte etwas, das mich herausrisse!" —

Im Augenblick, wie er den Wunsch aussprach, ward er auch schon erfüllt durch einen furchtbaren Donner. Das Geschrei der erschrockenen Menschenmenge antwortete wie ein schwaches Echo.

Die Hitze des Tages hatte langsam ein schweres Gewitter ausgebrütet, welches unbemerkt überm Wald herangezogen war, und nun plötzlich, Blitz und Schlag hart auf einander, losbrach.

Der Wind sauste durch die Wipfel. Es fielen schon einzelne Tropfen — ganze Wolken droheten zu folgen. Das Fest war gestört; die Scene plötzlich umgewandelt. Die Damen liefen nach ihren Hüten und Shawls, die Mütter riefen ihre Töchter, Alles rannte durch einander, um noch vor dem Regen das schützende Dach des Wohnhauses zu erreichen.

Jetzt zuckte ein blendend heller Strahl über den ganzen Himmel, ein knatternder Schlag folgte, und auch eben so schnell stieg am Dorf eine schwarze Rauchwolke empor.

Feuer! Feuer! — Und die Menge stürzte dorthin.

Ein vorn im Dorf isolirt stehendes Häuschen war getroffen. Als Otto, einer der Vordersten, auf dem Platz ankam, flackerte es schon am Dach heraus, und augenblicklich stand Alles in lichten Flammen. Bis Wasser vom Teich, und die Spritze vom Schloß herbeikam, mußte es niedergebrannt seyn.

„Hier ist nichts zu retten!“ — rief Herborn durch das Getümmel — „Nur Feuerhaken herbei! Eingerissen, daß nicht der Stall dort angeht!“ —

„Sie ist noch oben! — sie verbrennt!“ kreischte jetzt ein Mädchen, und zeigte nach den Fenstern eines Dachstübchens.

„Wer? — Die kranke Frau! — Verbrennt

Jemand? Wo ist sie?" — schrie es durch einander.

„Laßt die wahnsinnige Hexe verbrennen!" rief ein roher Bursche — „sie ist nichts Besseres werth."

Otto eilte auf diesen verwirrten Lärm näher ans Haus. — Er sah hinein — die Treppe von der Diele] nach dem Boden hinauf, war noch unversehrt — aber oben leckte die Gluth überall heraus.

„Wo ist sie?" — fragte er einen Bauer.

„Dort in dem Kämmerchen" — versetzte der Alte, und packte Otto am Rock, als er sah, daß dieser hinein wollte — „die ist verloren! — Das Dach kommt gleich herunter! — Sie retten sie nicht! — Bleiben Sie zurück, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!" —

„Das Leben ist mir nicht lieb!" — versetzte Otto, riß sich los, und hinein — —

Ein allgemeiner Ruf des Entsetzens dröhnte ihm nach.

Mit drei Sprüngen war er die Stufen hinauf, und — die Thür eingestoßen — in der Kammer. Alles war schwarz von Dampf — Im Bett lag eine Frau, schon halb erstickt, bewußtlos. — Er riß sie mit sammt Bettkissen und Stroh heraus — wickelte eine Decke um sie — halb springend halb stürzend — (glühende Ziegel — flammende

Splitter klapperten neben ihm nieder) — kam er über die schon wankende Treppe hinab — glücklich bis an die Hausthür — — und kaum hatte er das Freie erreicht, kaum die Gerettete den nächst stehenden zugreifenden Leuten in die Arme geworfen — da prasselte Dach, Schornstein, Gebälk ins Innere hernieder — eine schwarze Wolke von Dampf und Staub verfinsterte die Luft — — die Lohe war vom Sturz erstickt, und nur einzelne Flammen wedelten noch aus dem Trümmerhaufen.

Den Retter empfing ein freudiger Ruf des Beifalls, und das Jauchzen stieg noch höher als man sah, daß er bis auf eine kleine Brandwunde am Arm ganz unversehrt war. Georg schloß den kühnen Freund in seine Arme.

Alles war die Sache von wenig Minuten gewesen. Jetzt kam die Spritze über die Dorfbrücke gerasselt. Man benutzte sie, um die schwache Gluth vollends auszugießen. Uebrigens hatte das Gewitter mit diesem Schlag seine Wuth ausgetobt. Das Gewölk zerriß, und der blaue Himmel blickte schon wieder durch.

Otto wünschte, sich dem Gedräng zu entziehen. Doch verlangte er vorher wenigstens die Person zu sehen, welche er mit Gefahr seines Lebens dem jämmerlichsten Feuertod entrissen hatte.

Sie lag noch ohne Bewußtseyn, doch athmend und unbeschädigt, in den Händen einiger Frauen.

Er trat hinzu und erkannte die verrückte Försterwittwe, welche ihm vor einigen Wochen im Wald an der Mahl-Eiche begegnet war.

„Diese?!“ — sagte er bestürzt und fast verdrießlich.

„Ja, seltsam ist es“ — versetzte Herborn — „und doch schön, daß gerade Du sie retten mußtest. Aber laß uns jetzt fort. Ich sorge für sie.“

Er gab deshalb sogleich die nöthigen Befehle, trug dem Verwalter auf, für die völlige Löschung der glühenden Asche zu sorgen, und trat, seinen Freund am Arm, und umgeben von dem Schwarm der Gäste, welche mit ihm herzugelaufen waren, den Rückweg nach dem Schlosse an.

Das kleine Haus gehörte ihm selber, der den geringen Verlust um so weniger beachtete, da er es schon abbrechen wollen, und nur, um die Bewohner nicht zu drängen, damit gezögert hatte. So war die ganze Begebenheit, obgleich zwei Menschenleben dabei sehr in Gefahr gekommen, weit entfernt, eine Störung des Festes, bei ihrem glücklichen Ausgang eher eine interessante Episode geworden, und einige lustige Gesellen lobten den Baron, welcher die Aufmerksamkeit so weit getrieben, seine Gäste selbst mit einem Feuerwerk zu überraschen.

„Auf jeden Fall aber“ — sagte Otto zu Georg, während sie nach dem Schloß gingen — „werd' ich mich der Gesellschaft entziehen. Ich kann

das Fragen und Aufsehen nicht leiden. Und obgleich die ganze Geschichte nicht der Rede werth ist, so weiß ich schon, das Geschwätz davon nimmt in der ersten Stunde kein Ende."

„Nichts da!" — versetzte Georg. — „Du bist der Held des Tages! Ein Bischen Triumph mehr oder weniger kannst Du Dir gefallen lassen."

„Ein schöner Held!" — spottete Otto. — „Das war recht eine Großthat. Zwölf Stufen hinaufspringen und ein altes Weib aus dem Bett reißen!"

„Nun — von uns Andern hat es doch keiner gethan!"

„Und am Ende wär es auch von mir klüger gewesen, wenn ich es unterlassen hätte. Aber ich mache immer die dümmsten Streiche!"

„Wie?"

„Ob solch eine alte verrückte Person mehr oder weniger in der Welt ist, was liegt daran? Vielleicht wär' es ihr Glück gewesen, wenn sie heut auf eine ehrliche Weise ums Leben gekommen wäre!"

„Pfui Otto! — Warum willst Du nun Deine eigene Handlung in den Koth treten? — Daß Du nicht so d e n k st, haben wir gesehen. Aber warum so s p r e c h e n? Auch das ist nicht hübsch."

„Ich mein' es wirklich so. Wer weiß, was ihr

noch bevorsteht! — Daß ich sie gerettet habe, bedeutet ihr nichts Gutes. Diese Hand hat noch keinem Menschen Glück gebracht."

„Du besitzest die allerseltenste, die heilloseste Anlage, Dich selbst, ich möchte sagen, zu vernichten. Wenn das nämlich mit Worten gethan wäre. Aber Du bringst es nicht fertig, Kopf und Herz lassen die böse Zunge nicht damit zu Stande kommen."

Otto setzte übrigens seinen Willen durch, trotz der Gegenreden des Hausherrn. Er zog sich auf sein Zimmer zurück. — Doch mußte er versprechen, nach dem Abzug der Gesellschaft wieder aus seiner Höhle hervorzukommen; Stahl und Alfred würden auch über Nacht auf Herborn bleiben. Die beiden Damen nämlich, welche sie herausgeleitet, hatten ihre Pferde sogleich fortgeschickt, und wollten mit der übrigen Gesellschaft zurückfahren.

Unterdessen brach die Dämmerung ein. Die Damen eilten, ihre zweite, manche auch, die dritte Toilette zu machen. Das Anzünden der Kronleuchter und Stimmen der Instrumente präludirte den Ball, mit dessen Eröffnung dann auch nicht lang mehr gezögert wurde.

Otto hörte in der freiwillig gewählten Einsamkeit seines Zimmers das ferne Getöse, und dachte, indem er aus seinem Fenster in die abendliche Stille der Gegend, und auf die Brandstätte hinübersah:

„Wenn ich nun dort unter dem Schutt begraben läge, und aus dem Tanz nichts geworden wäre, wie mancher schöne Mund sagte dann wohl im Unwillen über die gestörte Lust: warum mußte der alberne Mensch auch ins Feuer laufen! — Damit hätte ich denn vielleicht meine ganze Leichenrede und Grabschrift. Und doch — wäre mir am Ende damit nicht besser, als in dem Zwiespalt, worin ich mit mir selbst lebe?" — Alma's und Josephinens reizende Gestalten schwebten ihm vor der Seele. — Auch das war Zwiespalt.

Die Erstere trat in diesem nämlichen Moment, wo Otto ihrer gedachte, mit dem Prinzen in die Colonne. Er fand, wie mancher andere, ein unerschöpfliches Unterhaltungs-Thema in dem Capitel von der Feuersbrunst, und sagte mit dem Tone des schnödesten Egoismus, den er als das untrügliche Zeichen eines hochgebildeten Weltmannes gern zur Schau trug: der Baron habe sich wahrscheinlich zurückgezogen, um in der Einsamkeit seine Uebereilung zu bereuen.

„Bereuen? Wie können Sie nur über solch eine vortreffliche Handlung so wegwerfend reden?"

— „Es ist sein eigenes Urtheil" — versetzte Hugo — „ich hörte ihn selbst sagen, was denn an solch einer Person gelegen wäre!"

„Er hätte wohl etwas Besseres sagen können. Aber was einer von seiner eigenen That sagt, ist darum noch keinem Andern erlaubt."

— „Man wird sich doch zu seiner Ansicht bekennen dürfen?"

„Sie also wären gewiß nicht ins Feuer gesprungen?"

— „Ich theile ganz die Ansicht meines Freundes, des Lords Molton, welcher, als der vortrefflichste Schwimmer in ganz England berühmt, von einer Dame zur Rettung eines Ertrinkenden aufgefordert, den Menschen genau mit seiner Lorgnette betrachtete, und dann erwiederte: It's impossible Mad'm; I was never introduced to this gentleman."

Der Blick, welchen Alma ihm auf diese Worte zublitzte, war so wundersam aus Erstaunen und Verachtung gemischt, daß sich schwer hätte sagen lassen, welche von beiden Empfindungen er am stärksten ausdrückte.

„Entschuldigen Sie, wenn ich austrete" — sagte sie — „mich überfällt ein so stechendes Kopfweh. Es ist mir unmöglich länger zu tanzen."

Alles Beschwören half nichts. Sie ließ ihn stehen, und war trotz der Verzweiflung aller jungen Herrn den ganzen Abend nicht wieder zum Tanzen zu bewegen.

Die Scene machte Aufsehen, besonders als der Prinz sein Unglück beklagte: eine Dame zum Tan

engagirt zu haben, welche nur mit Leuten von erprobter Feuerfestigkeit tanzte — Aber die Generalin hatte seine Conversation mit Alma gehört; sie nahm die Partei ihrer Freundin, und erzählte seine Redensarten mit einer so komischen Persifflage wieder, daß sie die Lacher alle auf ihrer Seite hatte, und er in seiner Verwirrung kein Wort mehr hervorzubringen wußte.

Wegen des Heimwegs nach der Stadt war der Ball von kurzer Dauer. Und die Thurmuhr hatte noch nicht zehn geschlagen, als der letzte Wagen den Hügel hinabrollte.

Alfred, Stahl und der Hofmarschall waren die Einzigen, welche geblieben waren. Alfred machte seinem Onkel heimlich Vorwürfe, daß er die fatale Vogelscheuche aufgehalten hätte; die würde ihnen nun den Rest des Abends ganz verderben.

„Eben weil ich dem Hof auffagen will" — versetzte Herborn — „beweise ich meinen Collegen alle mögliche Aufmerksamkeit. Bekanntlich trinkt der Hofmarschall nach jeder Gesellschaft gern noch ein Glas Punsch mit Bekannten. Darum hab' ich es ihm proponirt. Uebrigens kannst Du ruhig seyn. Er bleibt höchstens noch eine halbe Stunde."

„Jetzt bricht der Wolf aus seiner Höhle hervor!" — sagte Otto, als er in das Zimmer trat, wo die Vier beisammen saßen.

Diese Anrede ward mit Vorwürfen über seine Abtrünnigkeit erwiedert. — Er sey nun einmal ein verkehrter Sonderling, versetzte er, und bat, den Gegenstand fallen zu lassen. Auch kam sogleich ein anderes Gespräch auf die Bahn.

Man war im September — Brüssel, Leipzig, Aachen, Braunschweig — konnte man etwas Anderes reden? — Auch in der Nachbarschaft hatte es Unruhen gegeben. Der Hofmarschall sagte, jedes Nest wolle jetzt seine trois glorieuses journées haben, und kam auf das alte Gewäsch von comité directeur, von Propaganda und Emissarien zurück.

Auf die Frage, wohin das Alles endlich führen werde, versetzte Glernau:

„Zum Kriege. Es muß dazu kommen!“

„Kann wohl seyn“ — antwortete Stahl — „aber wir haben uns wahrlich nicht darauf zu freuen, und unsere kleinen Fürsten noch weniger. Die mögen alle Tage zum Himmel rufen, daß er den Frieden erhalte — wenn sie auch noch so gern Soldaten spielen.“

„Wie meinen Sie das?“ — fragte Glernau.

„Sehr einfach“ — sagte Stahl. — „Bricht ein Krieg aus, so ziehen ja bekanntlich die monarchischen und die constitutionellen Principien gegen einander zu Felde. Es ist ein Meinungs-, ein Religions-Krieg. Anfangs schlägt man sich mit ungeheurer Wuth — Aber gegen das Ende fühlt

der Fanatismus sich von beiden Seiten ab, man muß Frieden schließen, und dann macht die Kabinets-weisheit der großen Mächte hinterdrein die Rechnung. Alles was im Rausch zerbrochen und zerschlagen ist, soll bezahlt werden. Und womit wird bezahlt? Mit Anweisungen auf die kleinen deutschen Länder. Da giebt es noch gar Manches zu mediatisiren."

„Sie sprechen vom Frieden" — fiel Alfred ein — „als ob er gleich nach dem Anfang des Krieges schon vor der Thüre wäre. — Ich behaupte, wenn der Krieg ausbricht, so ist keiner von uns, der sein Ende erlebt."

„Möglich" — versetzte Stahl — „wenn nämlich gleich nach seinem Anfang auch die Völker losbrächen, und dann die Armeen nicht wüßten, ob sie gegen den Feind oder gegen die Landsleute marschiren sollten. Daraus entwickelte sich dann ein allgemeiner Umsturz der Dinge."

„So mein' ich es" — sagte Alfred — „Dann gehen alle Thronen, alle Fürsten über Bord — —"

„Und" — fiel Stahl ihm ins Wort — „zugleich mit ihnen ein gutes Stück Civilisation, Glück, Wohlstand, Religion — — und wahrscheinlich stürzt die Welt um ein paar Jahrhunderte zurück."

„Aber Sie sprechen ja wahre horreurs, meine Herrn!" — rief Glernau.

„Warum nicht?" — rief Alfred — „horreur ist die Farbe des Zeitgeists. Es ist sehr natürlich, sie zu betrachten. Bei Hof freilich nicht, da wendet man sich unwillig von dergleichen unangenehmen Gegenständen ab, und meint wohl, sie damit zu vernichten. Sehen Sie, das ist die Krankheit, woran alle Fürsten laboriren, und woran sie alle über kurz oder lang zu Grunde gehen. — Sie wollen an die Zeit nicht glauben, darum glaubt die Zeit auch nicht mehr an sie. Sie verlangen es nicht anders; so mögen sie ihr Loos hinnehmen."

Glernau stritt lebhaft gegen diese Aeußerung. Alfred wurde heftig. Das Gespräch ging etwas ins Wilde; und es dauerte eine ganze Weile, bis Herborn und Stahl der Sache wieder einige Haltung verschafften. Der Hofmarschall aber schien wirklich empört über die revolutionairen Tendenzen, welche sich unter seinen Augen so frech entwickelten, und um ihn einigermaßen zu beruhigen, sagte Stahl: man müsse auch nicht Alles im tiefsten Schwarz sehen wollen, manche Sachen, an denen schon Alles verzweifelt hätte, wären doch noch gut ausgegangen, und die Besonnenheit, mit welcher die europäischen Mächte sich der französischen Revolution bis jetzt gegenüber gestellt hätten, ließe das Beste erwarten.

Otto, welcher bisher still gesessen hatte, schlug bei diesen Worten ein lautes Gelächter auf.

Alle sahen ihn verwundert an, und als Stahl etwas empfindlich nach der Veranlassung dieses plötzlichen mouvement d'hilarité fragte, antwortete er:

„Glauben Sie denn wirklich, daß menschlicher Wille und menschliche Klugheit in allen diesen Dingen etwas vermögen? — Die Zeit schwingt ihr ungeheures Rad um, und reißt uns mit sich. Wir thun in jeder Lage des Lebens, was wir müssen. Von unserm Wollen und Können ist keine Rede."

„Das ist" — sagte Stahl — „eine bequeme Ansicht für Einen, der jede Verantwortung von sich abwälzen möchte. Aber man kann nur nicht recht daran glauben."

„Haben Sie heut auch ins Feuer springen müssen, ohne daß Sie es gewollt hätten?" fragte Alfred.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es sehr ungern, ja mit Widerstreben gethan habe, aber ich m u ß t e."

„Sie haben es im Türkenglauben weit gebracht" — sagte der Hofmarschall.

„Er ist nicht umsonst so lang in Algier gewesen!" — bemerkte Herborn. Und es knüpfte sich an diese Episode eine weitere Discussion über Freiheit, Nothwendigkeit, Wahl und Schickung, in welcher Alfred sich wieder zu ganz verwegen demagogischen Ausfällen hinreißen ließ. Der Hofmarschall

hielt ihm zwar mit seiner vornehmen hochtrabenden Superiorität unermüdlich das Widerspiel. Indessen war er doch endlich froh, als sein Wagen angekündigt wurde, und er sich aus diesem verdächtigen Klub losmachen konnte. Er that es mit der spottenden Bemerkung gegen Otto, seine Bestimmung führe ihn nun wider seinen Willen aus so angenehmer Gesellschaft nach der Stadt zurück.

„Vorausgesetzt, daß Sie wirklich hinkommen!" sagte dieser.

„Wie so?"

„Wenn ich nun auf die Gefahr hin, für einen schlechten Propheten zu gelten, Ihnen sagte, daß Sie die Stadt nicht erreichen, sondern unterweges liegen bleiben — und dieses einträfe — würden Sie dann sich zu meinem Glauben an Prädestination bekehren?"

„Schwerlich. Doch wär' es mir ganz interessant, dergleichen zu erleben. Ich würd' es schon einrichten, daß Ihre Prophezeihung nicht in Erfüllung ginge."

„Wir wollen sehen!" — rief Otto ihm nach.

Man trennte sich mit Lachen, aber doch mit einer heimlichen Erbitterung.

Nach des Hofmarschalls Entfernung zog das Gespräch sich nun von den allgemeinen politischen Betrachtungen auf das Näherliegende, auf die Bewegungen in der Nachbarschaft und auf die Mit-

tel, das Hereinbrechen des Sturms in das eigene Land zu verhindern, so lang es noch möglich wäre.

Man betrachtete die einzelnen Theile der vorzunehmenden Aenderungen; und Herborn zeigte mit einer wirklich sehr gründlichen Kenntniß aller Verhältnisse, wohin sie führen, und welche bedeutende Erleichterungen, welche Sicherheiten sie den producirenden Classen aller Staatsbürger gewähren würden — Alfred schrie: die Altflickerei helfe zu gar nichts, ein wankendes Haus werde nicht dadurch erhalten, daß man hier und dort ein Brett festnagle, oder einen Gewitterableiter reparire. — Otto meinte auch, obgleich er dem ganzen Wesen und Treiben noch ziemlich fremd sey; soviel habe er schon eingesehen, daß aus der kargen Saat beschränkter Zugeständnisse sich keine Ernte erwarten lasse. Nicht einmal von den alten Formen wolle man soviel aufgeben, als nöthig sey, um das Volk zu überzeugen, daß man von Grund aus bessern und helfen wolle. —

„Was kann denn unserm kleinen Lande" — sagte er — „die Beibehaltung der Herrenbank in der Ständeversammlung nützen? — Dem Ministerium mag diese Zerspaltung sehr bequem seyn. Aber damit bleibt die Repräsentation selbst ein Possenspiel. Wenn wir nicht das Gerumpel des alten Junkerwesens zum Fenster hinaus werfen, bekommen wir niemals ein helles wohnliches Haus. —

— Diese aristokratische Absonderung ist ein Unsinn. Der Adel muß sich nicht länger dem Volk gegenüber stellen, sondern mit dem Volke gehen. Seine alten Helme und Schilde aus dem Mittelalter machen keinen Effekt mehr. — Er muß sich neue Verdienste um das Land erwerben, wenn er noch ferner etwas gelten, ja, wenn er seine Existenz erhalten will."

Herborn war durchaus nicht dieser Meinung, und Alfred fand auch, daß es darauf nicht ankomme. Stahl führte den Herren zu Gemüthe, daß sie über diesen Punct alle drei kein freies Urtheil hätten; er, welcher nicht zum Adel gehöre, würde hierin unpartheiischer als sie sprechen, und indem er sich über Soltars ultraliberale Motion wundern müsse, gebe er ihm zu bedenken, daß zu einer heilsamen Reform keineswegs das blinde Einreissen aller alten Einrichtungen und der in das Staatsgebäude genau eingefugten Eckpfeiler gehöre. Mit jener scheinbaren Theilung stehe die nothwendige und heilsame gegenseitige Controlirung im genauesten Zusammenhang. Manches wesentliche Recht stütze sich auf die ehrwürdige Form, wie auf eine tief im Boden festgemauerte Basis. Wer den Baum retten wolle, müsse den Krebs aus der Rinde schneiden, nicht aber die Wurzeln und das Mark antasten. — Der alte Baum, versetzte Alfred, sey todt, morsch, müsse umgehauen und verbrannt

werden! Einen frischen jungen Stamm zu pflanzen — das sey die Aufgabe.

Jetzt wurde ein Gleichniß dem andern gegenüber gestellt, und jedes wurde vom Gegner als unpassend verworfen. Man fing an über Worte zu streiten, man verstand sich nicht mehr, wollte nicht begreifen, konnte nicht zugeben — — — und Stahl hob endlich, da schon Mitternacht hereingebrochen war, die Discussion mit den allgemein belachten Schlußworten auf: zur künftigen Eröffnung der Ständeversammlung gebe dieses Hahnengefecht einen herrlichen Prolog — Er werde suchen, daraus eine Cantate zu machen, welche bei dem ersten ministeriellen Diner von den wetteifernden Chören der Deputirten und der Staatsdiener abgesungen werden möge, und er wünschte nur, daß auch der Hofmarschall zugegen gewesen wäre, um neben dem hier geführten volksthümlichen Geschrei die Hofstimme würdig zu repräsentiren.

Der Hofmarschall hätte mit der Erfüllung dieses Wunsches zufrieden seyn können. Es war ihm nämlich unter der Zeit wunderlich ergangen. Sein Kutscher hatte von Herborn aus eine Querstraße durchs Holz eingeschlagen, und sich in dieser Richtung so verirrt, daß er sich nicht wieder herauszufinden wußte. Indem er nun bald rechts, bald links fuhr, gerieth er in einen Weg, der von einem frisch aufgegrabenen Wasserzug unterbrochen war. Glernau schlief. Ein

heftiger Fluch störte ihn auf, und er war noch nicht ganz wach; da lag er schon mit Droschke, Kutscher und Pferden im Graben. Der Hofmarschall tobte, der Kutscher ächzte, das eine Pferd lag unter der Deichsel, und beim Aufstehen fand Glernau, daß er ein Bein verstaucht, der Kutscher, daß er am Kopf blutete und den Arm ausgerenkt hatte. Zum Glück war das Jagdhaus nicht weit. Franz lief hin, pochte den dort wohnenden Förster heraus. Dieser kam und half den Wagen aufrichten. Aber die Hinterachse war gebrochen, das eine Pferd hinkte erbärmlich, an Weiterfahren war nicht zu denken. Mühsam erreichte man das Jagdhaus. Der Förster lud den Hofmarschall ein, die Nacht über zu bleiben. Glernau, seiner Abschiedsworte an Otto eingedenk, schlug dies ab. Allein die Umstände zwangen ihn, sich zu bequemen. Die Pferde des Försters waren mit seiner Frau über Land; seine Forstbursche machten gegen die überhand nehmenden Holzdiebe ihre Nachtpatrouille durch den Wald; der alte Mann selbst war ein halber Invalid; er versah überdies den Wärterdienst am Bett seiner plötzlich erkrankten Tochter, und war mit dieser und einer alten Magd ganz allein in dem einsamen Waldhause. Den Kutscher mit dem zerschlagenen Kopf und lahmen Arm in der Nacht fortzuhetzen, dazu fühlte sich Glernau selbst doch nicht hart genug. Sein Bedienter war mit dem Wagen

der Gräfin schon vor mehreren Stunden fort. So hatte er Niemanden zu schicken, er selbst konnte kaum den Fuß ansetzen, mußte am Ende dem Vorschlag des Försters nachgeben. Aber mit welchem Verdruß hinkte er hinter diesem her, welcher ihm die Treppe hinauf zu den herrschaftlichen Zimmern vorleuchtete. Mit welcher Mischung von Zorn und Grauen wiederholte er sich Otto's höhnisches: „Wir wollen sehen!“ — Er entließ den Förster, und indem er nun gedankenvoll das große Himmelbett betrachtete, in welchem er so wider Willen die Nacht zubringen sollte, fragte er sich beinahe ernsthaft, ob der fatale Mensch wirklich die Gabe des Vorausblickens besitzen könne? Und wie entschieden er sie auch verneinte — so drang doch in sein Gemüth die Ueberzeugung, Soltar sey eine Art Dämon, dessen Nähe schon Unglück bringe, der, ohne deshalb mit übernatürlichen Kräften begabt zu seyn, nur den Mund zu öffnen brauche, um Andern zu schaden; ein unheimlicher Gast, ein gleichsam lebendiges Gespenst, welches sich nur um Entsetzen zu verbreiten, in die Kreise der Fröhlichen dränge; ein moralischer und politischer Vampyr, dem man scharf aufpassen, und, wo möglich, bei erster Gelegenheit ein Staatsgefängniß anweisen, oder, besser noch, eine Kugel durch den Kopf jagen müsse.

12.

Nach dem Tage auf Herborn schien Otto ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn. Die frühere Schroffheit ging in ein milderes Wesen über, er suchte nicht mehr, wie bisher, sich menschenfeindlich zu isoliren; man traf ihn auf allen Promenaden fahrend, reitend; in allen Gesellschaften, geistreich, gesprächig — und nachdem er einige Diners gegeben hatte, fand man allgemein, daß sein Koch ein Künstler, der Baron ein Genie, und sein Garçonhaus ein Muster von Geschmack und vortrefflicher Einrichtung wäre. Welch ein Feenpalast würde es erst werden, wenn eine schöne Fee darin hausete! — Der letzte Punkt hauptsächlich ward von sorgsamen Müttern in spekulirende Erwägung gezogen, und sämmtliche Residenz-Töchter bekamen gemessene Instruction, gegen den Baron freundlich zu thun, und ihn ungemein liebenswürdig zu finden. Die meisten der guten Kinder waren ohne alle Instruction dazu mit einem wahren Enthusiasmus bereitwillig. Aber was konnt' es ihnen helfen? — Neben der schönen Gräfin war gar nicht aufzukommen. Er schien so tief in ihre Zaubernetze verstrickt, daß er schon keine Blicke mehr für etwas Anderes hatte. Darin lag nun freilich nichts besonders Auffallendes; denn in dem Heer von Trabanten, welche diese Sonne umschwärmten, hatte zu jeder Zeit Einer

die Rolle des Sterns erster Größe zu spielen gehabt. Aber sie selbst benahm sich gegen Otto ganz anders, wie gegen jeden seiner Vorgänger. So hatte sie noch keinen ausgezeichnet. Der Rittmeister tobte vor Wuth, sich auch in diesem Verhältniß von dem verhaßten Vetter überflügelt zu sehen. Der Hofmarschall begriff gar nicht, wie sie es wagen konnte, sich wegen eines so verdächtigen Subjects seiner weisen Leitung zu entziehen. Sogar dem Prinzen Hugo schien es bedenklich, wenn er die Gräfin und den Baron stets unzertrennlich fand. Und der Minister, welcher um diese Zeit häufig mit ihr verkehrte, gab in diplomatischen Winken zu verstehen, er habe Ursache, an eine ernstliche Entwickelung dieses viel besprochenen Verhältnisses zu glauben.

Otto selbst fand seine Lage seltsam. — Mit den bisherigen neuen Umgebungen — und natürlich mußte ihm alles neu seyn — hatte er sich so gut und so schnell als möglich zu verständigen gewußt. Und sein Begehren, daß ihm als einem von Kosacken und Piraten erzogenen Halbwilden jeder Fehlgriff und Verstoß nicht zu hoch angerechnet werden dürfe, hatte, wie billig, allgemeine Gewährung, ja Beifall gefunden. Jetzt beglückte die erste Schönheit der Residenz ihn mit den unverkennbaren Zeichen eines Wohlwollens, welches mehr als diesen Namen verdiente. Mit dem vollen

Vertrauen eines Neulings war er so geneigt, sich dem Glauben an eine zärtliche Neigung hinzugeben. Auf der andern Seite dagegen zeigte ihm sein natürlicher Scharfblick wieder so viel Absichtliches in Josephinens Betragen. Und der strahlende Glanz ihrer Pracht-Erscheinung war doch nicht im Stande, Alma's Bild aus seiner Seele zu verdrängen.

Aber das alles beunruhigte ihn nur, wenn er einsam, oder wenigstens von Josephinen fern war. In ihrer Nähe zerflog es wie Nebelgewölk. Da fühlte er sich unter der Macht eines Zaubers, dessen geistiges Wesen ihm imponirte. Er konnte zwar nicht läugnen, daß ein fremder Wille seine Freiheit zu beschränken drohete, aber er wußte dagegen keinen Widerstand zu leisten. Der Kampf hatte den Schein eines reizenden Spiels. Und die Fessel verbarg sich unter dem lieblichen Schein eines Rosenbandes.

Ein oft wiederkehrendes Thema ihrer Gespräche war Otto's Unentschlossenheit über seine künftige Lebensbahn.

Josephine ermunterte ihn jedesmal, bald eine Wahl zu treffen. Sein Abscheu gegen ein träges, vegetirendes Junkerleben werde ihn das Bedürfniß irgend einer Thätigkeit bald so lebhaft fühlen lassen, daß er sich, koste es, was es wolle, einen bedeutenden Wirkungskreis schaffen müsse. Und bei seiner Unruhe, bei seiner Stellung, seinem Reichthum,

seiner Sinnesart, könne es fast nicht fehlen, daß er über kurz oder lang in die Schlingen der unruhigen Parteiführer gerathe, denen er leider schon ein zu williges Vertrauen bewiesen, einen zu großen Einfluß auf sein Benehmen gestattet habe. Er werde es bald bereuen, möge es nur dann nicht bereits zu spät seyn!

Er lachte zu dem politischen Eifer der schönen Frau, indessen mußte er die gute Absicht anerkennen, und versprach, die Sache zu bedenken. — Als er jedoch von jetzt an darüber schwieg, ja die Berührung zu vermeiden suchte, war s i e es, welche immer wieder darauf zurückkam. Zu gleicher Zeit schlich in ihr Betragen, ihre Lebensweise eine Aenderung, welche Otto nicht ohne Unruhe betrachtete. Prinz Hugo, den sie eine Zeit lang nicht angesehen hatte, trat wieder aus dem Schatten hervor, und selbst dem Hofmarschall ward wieder eine Art von Gehorsam gezeigt — „Ich wußte wohl“ — sagte er mit einer großen Prise zwischen den Fingern, „daß man sich besinnen würde, und habe die kleine Frau unvermerkt auf den rechten Weg zurückgeleitet.“ —

Otto war kindisch genug, sich darüber bei Josephinen zu beklagen. Sie lachte ihm ins Gesicht. — „Soll ich Ihnen etwa meine älteren Freunde aufopfern? — die mir sehr ergeben sind? — Denn glauben Sie nur nicht, daß der Hofmarschall mich

beherrscht — Ich lasse ihn bei dem Wahn, weil es ihm Vergnügen macht — Prinz Hugo ist eben nicht geistreich — aber die geistreichen Leute sind nicht immer die liebenswürdigsten; und er kann mir sehr viel nützen; und er will es."

Josephine hatte in der Heimath des Prinzen ein Gut, dessen Besitz ihr von Seitenverwandten streitig gemacht wurde. Sie hoffte, durch Hugo's Einfluß eine glückliche Beendigung dieses verwickelten Handels zu erreichen, und sagte das an Otto mit dem Zusatz: „Können Sie mir es verdenken, wenn ich Männer von Einfluß für meine Angelegenheiten zu gewinnen suche? Die Welt ist nun einmal so. Wer die in ihr geltenden Mittel verschmäht, kommt nirgends vorwärts. Ach, wenn Sie doch Ihre hohlen Constitutionsträumereien aufgeben, sich eine Carriere bereiten wollten! Wohin könnten Sie nicht gelangen? Bei jenem albernen Geträtsch kommt ja doch nichts heraus, und während Sie sich in dies Gehetze verlieren, stoßen Sie Ihr Glück mit Füßen von sich."

Otto bat, ihm zu glauben, daß er seine Stellung recht gut beurtheile; sein Beruf sey es, der ihn in das sogenannte Geträtsch führe, und dem solle er doch wohl nicht für leere Redensarten und servile Hofgunst untreu werden?

„Daß doch" — sagte sie ungeduldig — „die klügsten Leute manchmal in einzelnen Stücken so

offenbar verrückt sind! Kopf voran wollen sie mit Gewalt durch den Berg — und es führt doch mit einem unbedeutenden Umweg ein bequemer Pfad darum her. Nehmen Sie es nicht übel! Sie gehören auch zu dieser Secte. — Wenn Sie nun einmal die undankbare Liebhaberei haben, für das Volk zu streben, dann sollten Sie doch wenigstens das beste Mittel für Ihren Zweck ergreifen. Mit der Oppositionspartei werden Sie niemals etwas Tüchtiges ausrichten. — Hader und Unsinn können Sie wohl stiften und vermehren. — Aber darum ist es Ihnen doch schwerlich zu thun. Sie wollen ja dem Volke helfen. Warum denn nicht von der Ministerbank aus, wo Sie durch einen Federstrich mehr wirken, als durch stundenlange Declamationen von der Tribüne?"

Otto fragte lachend, ob etwa Herr von Glernau abgehe, und ihn zum Nachfolger ausersehen habe?

„Das nicht" — versetzte Josephine — „aber wie selten ich auch mit ihm in Berührung komme, so weiß ich doch mit Gewißheit, daß er Sie hochschätzt, und es innig beklagt, einen so eminenten Kopf nicht zu den „Seinigen" rechnen zu dürfen."

„Sie spotten meiner!" — sagte Otto beleidigt — „Was eine so wilde afrikanische Creatur in seinem zahmen diplomatischen Gänsestall sollte? Ich wenigstens wüßte es nicht auszufinden; und bilde mir

doch ein, so viel natürlichen Verstand, wie ein Anderer zu besitzen. Daß Sie aber mir einen solchen Hohn bieten, thut weh. Von Ihnen hätt' ich es zuletzt erwartet."

Josephine lachte über den Hitzkopf, und schwur, Glernau hab' es in ihrer Gegenwart gesagt. Als das nichts half, versicherte sie es ernstlich. Otto blieb stumm und blaß vor ihr sitzen, ein Bild innerlich grimmigen Zorns.

Sie ärgerte sich; theils, daß er die Sache so hoch aufnahm, theils bereuete sie es, ihn gekränkt zu haben.

„Daß Sie aber deshalb mir den Krieg machen wollen, ist toll! Und Ihr Mißtrauen gegen mich ist abscheulich! — Da, bitten Sie um Verzeihung!" —

Sie reichte ihm die kleine weiße Hand über den Tisch hin, und warf ihm dabei einen Blick zu — ! — Ihre Stimme zitterte zwischen Empfindlichkeit und Rührung. —

Die Scene ging in ihrem Boudoir vor. Sie saß auf einem blaßrothen Divan; ein dunkelblaues schweres Kleid umrauschte in reichen Falten die reizenden Formen. — Otto hatte sie nie so schön gesehen. — Aber er glaubte sich wirklich verspottet. — Gereizt wie ein Tiger sprang er auf. — Anstatt der dargebotenen Hand griff er seinen Hut, und rannte ohne ein Wort hinaus.

„Das ist doch zu arg!“ rief sie betroffen.

Indem sie noch darüber nachdachte, wie sie diesen noch nie vorgekommenen Fall zu behandeln hätte, flog die Thür auf; er stürmte wieder herein, warf den Hut zu Boden, beugte ein Knie auf den Teppich und sagte: „ich bin verrückt! Können Sie mir verzeihen?“

Sie stand mit untergeschlagenen Armen vor ihm, betrachtete ihn ernsthaft, und versetzte mit erkünstelter Gleichgültigkeit: „ich werd' es überlegen.“

„Nicht überlegen! Entscheiden, verzeihen Sie! Geben Sie mir die Hand!“

„Die Sie vorhin nicht nehmen wollten? Nein, mein Herr, ich bin nicht gewohnt, solchen Trotz zu verwöhnen und zu verhätscheln. Zur Buße bleiben Sie da ein Stündchen auf den Knieen liegen. Und wenn Sie dann in sich gegangen sind, werden Sie wohl einsehen, wer hier Unrecht gehabt hat.“

„Ich ganz allein! Zehnfaches! Tausendfaches!“

„Nun? Und doch soll Ihre Strafe nur eine ganz einfache seyn. Ist das nicht Gnade genug? — Ich empfehle mich.“

Er wollte sie aufhalten, wollte ihr Kleid fassen. Aber sie entwischte — und nachdem er, thöricht genug, auf ihr Zurückkommen vergebens gewartet, blieb ihm nichts übrig, als endlich auch das Zimmer wieder zu verlassen.

Ein paar Tage nachher traf er sie bei Frau von Runolt. Es war im Vorzimmer. Sie wollte eben in den Saal hineingehen. Otto stellte sich an die Thür und fragte in einer halb spöttischen Supplikantenstellung: „Frieden?"

Sie sah ihn mit einem allerliebst schlauen Blick an. Es lag darin etwas von Katze und Schlange — und dennoch oder vielleicht eben darum war der Blick unwiderstehlich. „Nun ja!" — sagte sie — „wenn Sie Ihr Unrecht bekennen."

„Das hab' ich ja schon! — Aber nun darf ich doch auch die Hand küssen?"

„Nein, das ist zu fade. Aber ich gebe sie Ihnen zum Friedensschluß."

Sie reichte ihm die Hand, und er fühlte einen leichten aber doch festen Druck von den niedlichen warmen Fingern, der ihm durch alle Nerven ging. Dann schlüpfte sie in den Saal.

„Was war denn das?" fragte Alfred, welcher auf die kleine Scene hereingetreten war.

Otto erzählte ihm, halb lachend, halb ernsthaft, die große Begebenheit, so weit sie sich erzählen ließ. Alfred hörte aufmerksam zu; dann sagte er: „Und wollen Sie es glauben, Baron? — Ich mein' es gut mit Ihnen — am Ende hat Herborn doch Recht."

„Worin?"

„Wenn er behauptet, daß Prinz Hugo — nun, wie sag' ich gleich? — Hahn im Korb ist wohl zu grob — ?"

„Und ist nicht wahr!" — versetzte Otto. — „Ich will es Ihnen beweisen."

„Das soll mir lieb seyn. — Aber ich habe meine Gründe, am Gelingen zu zweifeln. — Ich wollte nicht an Herborn, Sie wollen nicht an mich glauben. Aber Sie werden sehen."

Josephinens Betragen war von jetzt an, als wenn sie diese feindliche Zuflüsterung gehört und sich vorgenommen hätte, den Eindruck derselben aus Otto's Gemüth zu vertilgen. Es athmete in ihrem Wesen eine Innigkeit, welche früher nicht so zum Vorschein gekommen war. Sie ward zutraulich, und äußerte sich über manche ihr nahe liegende Verhältnisse mit der angenehmsten Freimüthigkeit. — Je nachdem Otto mit den Gruppen und Nüancen der Gesellschaft näher bekannt wurde, bemerkte er, daß Josephine mit einer Opposition zu kämpfen hatte, welche ihr das Terrain ihrer Herrschaft streitig machte und zu schmälern suchte. Wo eine schöne Frau von Rang und Ansehen die bisher mit Glück gespielte Rolle der ersten Schönheit auf die Dauer zu behaupten strebt, und namentlich in der Region der Bälle und andern Scenen der Modewelt ihre Ansprüche geltend macht, da bildet sich gewöhnlich unter den jungen Mädchen eine

Conspiration, welche sie aus ihrem Besitz verdrängen will. Sie ist dann in der Lage eines Despoten, welcher der ungeduldigen Jugend zu lange lebt. Josephine war solch ein angefeindeter Tyrann. Sie wußte es, aber sie wollte nicht weichen, und setzte dem blühenden Phalanx einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Anführerin der jugendlichen Cohorte war — nicht Alma, wie Otto Anfangs irrig glaubte — sondern Eugenie, welche übrigens weniger durch Egoismus und Eitelkeit, als durch eine tiefe Abneigung zu solcher Feindseligkeit gegen die Gräfin getrieben wurde. Getrieben konnte man es nennen; sie folgte einer innern natürlichen Stimme, nicht einem künstlich gemachten Plan. — Es gab nun auch nicht leicht zwei schärfere Contraste, als die Gräfin, deren vornehmes Hinfahren über Menschen und Verhältnisse auf dem Grundsatze beruhete: ihre Absichten durchzusetzen, ihre Ziele zu erreichen, unbekümmert um die Mittel und das Geschwätz darüber; — und Eugenie, welche von einer beschränkten Mutter zwar nach strengen und engherzigen Prinzipien erzogen war, sich in der Stille nur zaghaft ein wenig losgearbeitet hatte, von angeborner Schüchternheit und Mißtrauen gegen sich selbst; und nun vermöge der Zurückhaltung ihres innern, der glatten Ausbildung ihres äußern Wesens, und des Festhaltens an den Traditionen und Glaubensartikeln ihrer Caste, das feinste Muster-

bild eines altadeligen Fräuleins vorstellte. In diesem Sinn machten Alfreds demagogische Glaubensbekenntnisse und Redensarten ihr zwar manchen Kummer, aber sie tröstete sich wieder damit: es sey nur eine vorübergehende Mode. Denn wie Jemand aus den höhern Ständen sich ernstlich anders als im Herrscher-Ton mit dem Volk einlassen und beschäftigen könnte, das vermochte sie nicht zu denken, und dachte es auch gar nicht.

Wenn Josephine über gesellschaftliche Verhältnisse und Begebenheiten mit Otto sprach, unterließ sie niemals, Eugenien einen scharfen Hieb zu geben. Aber einen tiefern und wahrhaft brennenden Haß verrieth sie gegen Alma, obgleich diese ihr wohl nie etwas zu leid gethan hatte. Uebrigens sprach sie wenig von ihr, und gab sich das Ansehen, sie zu ignoriren; hielt aber heimlich den Blick stets auf sie gerichtet, wie auf einen gefährlichen Feind, den man unverwandt im Auge behält. — Und am Ende war vielleicht ihre Besorgniß noch lebhafter als ihr Haß.

Otto mußte sich gestehen, je länger sein Umgang mit dieser Frau dauerte, je wunderlicher kam er ihm vor. Es war ein Verhältniß, und doch hatte es weder Charakter noch Physiognomie. Sie war zutraulich, offen, mittheilend; das alles schien aus vollem Herzen zu kommen; und doch — wie gern er sich diesem Gefühl hingeben wollte —

doch trauete er ihr nicht. Es gab Augenblicke, wo er sie anbetete, und doch fühlte er durch dieses Entzücken hindurch, es müßte ein Augenblick kommen, wo er sie verabscheuen würde. Ihre Theilnahme an ihm war eine Art Huldigung, und von der liebenswürdigsten Art. Und dennoch — es war zum Verzweifeln! — konnte er sich nicht berauschen in dem Göttertrank; er schmeckte süß, aber es war Eis-Sorbet, kein Feuerpunsch. —

Unter den Scherzen und lieblichen Plaudereien, welche ihre Unterhaltung so angenehm machten, wiederholte sie jenen früheren Angriff, und versicherte ihm, der Minister erwarte nur die geringste scheinbare Annäherung von seiner Seite, um ihm die vortheilhaftesten Propositionen zu machen.

„Aber ich bitte Sie, beste gnädige Frau! — Was kann ich dem Minister seyn? — was will er mir bieten?"

Josephine sprach etwas räthselhaft von Missionen, von wichtigen Aufträgen, wozu man Leute von Geschicklichkeit und Charakter anwendete, die darum noch keine Staatsmänner zu seyn brauchten — — —

„Am Ende wollen Sie mich zum Bundesgesandten machen?" — rief er — „Instructionen ablesen, Protokolle einschicken, ja, und das wäre wohl die einzige Rolle, welche ich zu spielen im

Stande wäre, wenn ich mich nicht auf der andern Seite dafür bedanken müßte!" —

Vom Gelächter hierüber kam sie wieder auf die Ständeversammlung; und hier schien es ihr recht Ernst um die Sache. Sie ging so weit, ihm ein förmliches Versprechen abzufordern, daß er wegen der Civilliste und wegen der Domainen nicht mit der Oppositionspartei stimmen wolle.

Durch Otto's Kopf zuckte es plötzlich wie ein Wetterleuchten. — Sollte das ganze Gerüst von Anmuth und Zutraulichkeit nur eine täuschende Dekoration seyn?

Er fing an, die Sache ins Lächerliche zu drehen — konnte unmöglich glauben, daß eine so schöne nur für Lebenslust und Liebesglück geschaffene Frau, an langweiligen politischen Verhandlungen Geschmack finden könnte — ließ sich dann gern bereden, sie nehme wirklich ein lebhaftes Interesse daran — wollte nichts versprechen, in Sachen, von denen er eigentlich nichts verstände — und was der Redensarten, um die Sache hinzuziehen, mehr waren."

„Sie müssen!"

„Und wer wird mich zwingen?"

„Ich!"

„Dann freilich bin ich verloren."

„Zweifeln Sie an meiner Gewalt?"

Sie stand vor ihm, hatte in scherzender Lebhaftigkeit seine beiden Hände gefaßt, — ihre Augen

spiegelten sich in den seinigen, er fühlte ihren Athem an seinen Wangen — die Aermel ihres seidenen Kleides rauschten schon an seinen Schultern — Er riß die Hände los aus der lieblichen Fessel, schlug beide Arme um die schlanke Taille, deren festgeschnürtes Corsett unter dem ungestümen Druck heftig knisterte — und brannte auf ihre Rosenlippen einen glühenden Kuß. — Wie viel noch hinzugekommen, was aus diesem Sturm weiter entstanden wäre? — Zum Glück oder Unglück ging draußen die Thür auf — das Paar flog auseinander.

„Werden Sie gehen?“ — fragte Josephine zornig.

Er wollte etwas sagen Sie drehete ihm den Rücken zu. Der schöne Nacken, sonst so marmorweiß, war mit hellem Roth übergossen. Otto war von der plötzlichen Scene so betäubt, daß er sich wie ein Schulknabe fortschicken ließ. Er ging dem verwünschten störenden Besuch entgegen — es waren zwei alte Tanten der Gräfin; aus ihrem abgelegenen Provinzwinkel plötzlich aufgetaucht, hatten sie sich bereits seit einigen Wochen bei der schönen Nichte einquartirt. Eine schreckliche Gesellschaft — die aber doch, wegen der Aussicht auf hoffentlich baldiges Hinscheiden der alten geldschweren Fräuleins und die etwaigen Legate, in Ergebung geduldet und mit Zärtlichkeiten gehätschelt werden mußten.

„Nun!“ — sagte Otto draußen — „mit den n wird sie sich herrlich unterhalten! Aber, werde jetzt auch daraus, was da wolle; den Kuß hab' ich weg. — Und wenn er auch nicht das Handgeld zu süßerem Minnelohn ist, so gilt er an sich schon für ein bedeutendes Glück.“

Doch indem er sich dazu gratulirte, konnte er die Frage nicht verscheuchen, ob er ihn genommen oder bekommen hätte? und ob es wohl ein Judaskuß gewesen wäre? — Das Zornigthun konnte sie übrigens immer lassen. Eine Maulschelle durfte sie mir allenfalls geben. Und dafür hätt' ich sie dann noch einmal, noch zehnmal geküßt.

Er war neugierig, ihr nach diesem Ereigniß wieder zu begegnen. Indessen scheuete er sich doch, sie zu besuchen. Wenn ihre Thür ihm nun verschlossen gewesen wäre? — Zufälliger Weise trat in dem Residenzleben eine Periode ungeselliger Windstille ein — Er bekam sie nicht zu sehen. So gingen einige Tage hin.

Herborn war zur Stadt gekommen. Otto hatte ihn, Alfred, einige Offiziere, den Legationsrath, eine Gesellschaft von zehn bis zwölf Herren zum Mittags-Essen. Nach Tische hatten die Gäste sich kaum im großen Saal behaglich auf die Divans hingelagert; so erschienen die drei Tiroler, welche als

willkommener Besuch im Soltarschen Hause schon recht einheimisch geworden waren.

Während sie ihre hübschen Lieder vom Heimweh, von der Gemsjagd, vom Hans mit den blauen Augen und vom Schatzerl

> Denn du weißt ja gar zu wohl
> Daß i di ewi liebe soll.

herjodelten, brachte der Jäger dem Hausherrn ein Billet, welches er von einem fremden Menschen erhalten hatte. Otto riß es auf und las:

> „Wer sich von der Duplicität der schönen
> „Wittwe überzeugen will, der hat dazu eine
> „vortreffliche Gelegenheit diesen Abend zwischen
> „sieben und acht Uhr auf der Milch-Insel,
> „Nummer vier.“

Unbekannte Handschrift; kein Name unterzeichnet. Otto warf einen prüfenden Blick auf Alfred, und obgleich dieser ganz unbefangen schien, konnte er doch die Frage nicht unterdrücken: ob er eine Ahndung vom Inhalt dieses Billets habe? — „Wenn ich Ihre Divinationsgabe besäße!“ — antwortete Alfred, und da ihm nichts weiter gesagt wurde, ging er ins Billardzimmer.

Die Milch-Insel war ein abgelegener wenig besuchter Garten, zwischen Stadt und Vorstadt, am See gelegen, nicht weit vom Hause der Gräfin.

Indem Otto noch bedachte, ob und wie der anonymen Einladung zu folgen wäre? überraschte ihn ein lustiger Einfall. Die Sänger machten eine Pause. Er winkte den schönen Anton zu sich heran:

„Wo seyd Ihr eingekehrt?“

— „Im rothen Löwen.“

Das war ein bescheidener Gasthof, hart an der Milch-Insel.

„Vortrefflich! Hör' Anton! Du mußt mir einen Gefallen erzeigen.“

— „Sackra! Brauchst nur z' sagen, was D' willst, so ist's schon gethan.“

Otto entdeckte ihm sein Anliegen. —

— „I merks“ — versetzte Anton — „Du willst Schneid machen. O, das ist a sakrischer Spaß! Kennst Du den Hofrath Stach in Altenburg? Dem hat der Baltasar a schon zu so 'nen Stück verholfen. Zudem han wir erst kurz ganz neue Kleider und Hüte krigt. Du bist von meiner Statur. Wenn D' sie anlegst, schaust Du gewiß wie a Tyroler.“

„Jetzt schweig, bestelle mir Nummer drei auf der Milch-Insel; hörst Du? Nummer d r e i! Aber daß Du meinen Namen nicht nennst!“ —

— „I werd schon machen. I kenn mi auf sò Ding!“ —

„Und gegen sieben Uhr sey hier mit Deinem Packet!“

— „'s is halt recht."

Die letzte Scene bei der Gräfin — nicht der Kuß, sondern was ihm vorangegangen war — hatten wirklich bei ernstlicherem Nachdenken Otto's Mißtrauen rege gemacht. Auf jeden Fall standen sie nun mit einander an einem Wendepunkt für ihre Zukunft. Sie mußten sich entweder von jetzt an entschiedene Freunde oder das Gegentheil werden. Das Letztere schien ihm das Wahrscheinlichere. Und auf diesen Fall hielt er es für eine sehr richtige Taktik, wenn doch einmal Krieg ausbräche, sich der schönen Feindin auch sogleich recht gefährlich zu zeigen. Um ihr Geheimniß selbst war es ihm gar nicht zu thun; aber sie sollte wissen, daß er im Besitz desselben wäre, und sich vor ihm deshalb fürchten. — Uebrigens war die Verkleidung eine herrliche Kriegslist, da man in ihr das Incognito behaupten, und sich nach den Umständen richten konnte. Und mochte nun erfolgen was da wollte, so bot der Maskenspaß immer ein ergötzliches Abenteuer. Der Champagner, den man bei Tisch nicht geschont hatte, trug das Seinige bei, den Anschlag im reizenden Licht zu zeigen.

Bald nach Otto's und Antons heimlich geführtem Gespräch verließen die Tyroler das Soltarsche Haus. Sie hätten im weißen Roß zu spielen, hieß es. Bei anbrechender Dämmerung sah man

jedoch wieder Zwei derselben vom Baron heraus kommen.

„Sieh!“ — rief ein lustiges Mädchen ihrer Freundin über die Straße zu — „da gehen wieder die Leo's!“

„Den Einen mit dem großen Bart hab' ich noch gar nicht gesehen!“

„Das ist der Baltasar.“

„Behüte! Dieser ist ja noch eine Hand breit größer als Anton; und Baltasar ist wenigstens um einen Kopf kleiner!“

Die Tyroler lachten unter sich, grüßten die Mädchen, und nahmen den Weg nach der Vorstadt hinaus. Am Thor begegnete ihnen die Droschke des Prinzen Hugo. Es saß Niemand darin. Sie erreichten die Milch-Insel. Der Garten dort war durch Hecken und Laubengänge in mehrere kleine Gehege abgetheilt. Jedes derselben enthielt einen Pavillon, wo man sich von der sonst etwa vorhandenen Gesellschaft beliebig isoliren konnte. Diese Einrichtung und die einsame Lage machte den Garten durchaus zu einem Schauplatz verliebter Abenteuer. Auch ward er nur hierzu noch benutzt, und verdankte diesem Verkehr einen etwas zweideutigen Ruf.

Die beiden Tyroler strichen durch die einsamen Gänge, und bemerkten, wie man aus einem benachbarten Garten (er gehörte der Gräfin Dolm) durch eine Oeffnung in der Hecke ganz ungehindert in

das anstoßende Gehege der Milch-Insel gelangen konnte. Ein Mensch wie ein Jäger oder Kammerdiener schien als Vorposten umher zu flankiren. Von den Tyrolern aber nahm er keine Notiz. Ueber der Thür des Geheges stand Nummer vier. Durch die verschlossenen Jalousien des Pavillons sah man Licht schimmern.

Anton fragte den Aufwärter aus dem Hause: wer dort sey? — Das wisse man nicht! — war die spitze Antwort.

„Na, grüß di Gott!“ — sagte Anton zu seinem Gefährten, und zog ab.

Dem Zurückbleibenden mochte die Zeit herzlich lang werden. Das Mädchen, welches die bestellte Punschbowle mit der Frage auf den Tisch setzte: ob zwei Gläser genug wären, und ob er Jemanden erwarte? — erhielt nur ein Kopfschütteln und ging verwundert fort. — Er lag auf der Ottomanne hingestreckt, und sah aus dem düstern Gemach wie ein lauerndes Raubthier aus seiner Höhle hinüber nach jenem nur von matter Lampendämmerung erhellten Pavillon, und dachte sich, welche Scene der milde Schein wohl beleuchten möchte. Ferner überlegte er, wie und wann er dem in jenem Versteck vermutheten Paar am schlagendsten unter die Augen trete? — — Ihr allein? — Dann ist nichts bewiesen. — Beiden zusammen? — Dann m u ß sie mit ihm gemeinschaftlich ein Complott aushecken,

um mich zu verderben. Dann zwinge ich sie zu den äußersten Feindseligkeiten. Und das will ich doch nicht. Ich will sie demüthigen, nicht aufreizen. Ich will kein Hahnengefecht mit ihr anbinden, sondern über ihr schweben, wie ein Adler über seiner Beute. — Und doch wieder auf der andern Seite — bin ich mir es schuldig, ihr in seiner Gegenwart unter das Stumpfnäschen zu reiben, daß ich nicht ihr Narr bin. — Wahrscheinlich spotten sie in diesem Augenblick über mich, und während er von ihren Lippen tausend Küsse schlürft, sagt sie hohnlachend von mir: Denke Dir, Geliebter — der Bösewicht hat mich geküßt! — In welcher Seligkeit über diesen Raub der gute Junge wohl die Treppe hinuntergestürzt ist! — Er sah aus wie ein Betrunkener, als ich ihn fragte, ob er die Thür nicht finden könne? — Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen. Wie verdutzt er mich wohl anschielt? — Und dann macht sie mein Gesicht — und er lacht mit seinem fatalen Grinsen zwischen die Zähne durch — und sagt ein albernes englisches Wort. — Hm! Warten Sie, meine Herrschaften! Die Reihe des Verdutztseyns könnte noch eher an Sie als an mich kommen! — Was frag' ich am Ende nach der Bagage? — Mögen sie knirschen und die Schnäbel wetzen! — Die Hauptsache ist, daß sie dabei innerlich vor mir zittern! daß sie vor dem Preisgeben zu öffentlichem Gelächter wie vor

einem Gespenst zusammen fahren! — Das sollen sie! — Zermalmt will ich sie sehen!

Das Rendezvous nahm kein Ende. Otto fluchte schon über die Geduldsprobe, welche ihm das entsetzlich zärtliche Paar auferlegte. — Was hatte sie nur bewogen, diesen Ort dazu auszuwählen? Der Reiz des Abenteuers? Das Romantische? — Die Nähe am Garten der Gräfin? — Aber im eigenen Hause konnte sie es ja viel bequemer haben. — Doch freilich, da waren die alten Tanten — die Domestiken — und dann die abgenutzte Wiederholung des Gewöhnlichen. — Allerdings — auf Raub, im Versteck, vom Geheimniß gewürzt, schmeckt ja bekanntlich die pikante Liebeskost am süßesten.

Die Lampe im Pavillon war schon lang verloschen. — Endlich ging die Thür auf. Ein Mann im Mantel zeigte sich, klatschte in die Hand, und jener kammerdienerliche Spürer kam aus den Hecken zum Vorschein. Auf eine an ihn gerichtete Frage versetzte er:

„Kein Mensch, als Zwei von den Tyrolern. Einer ist fortgegangen, und der Andre hat sich dort in Nummer drei auf seine eigene Hand ganz mutterseelen allein betrunken. Ich lauschte vorher am Pavillon. Er schnarchte wie ein Blasebalg.“

Der Mann im Mantel sagte etwas, und der Diener verließ den Garten. Jetzt erschien — (der Mond stand am Himmel und zeigte deutlich was

vorging) — neben dem Mantel eine andere verhüllte Gestalt. — Beide flüsterten zusammen; dann ward das Gespräch unterbrochen — von einer langen — langen Pause — es war nichts anders als der zärtlichste Kuß."

„Nun dann, gute Nacht! — Gute Nacht, Lieber! Bester!" —

Das Paar hatte den Pavillon verlassen, und war zu der Heckenöffnung geschlichen. Der Mann im Mantel prallte zurück beim Anblick des Tyrolers, welcher plötzlich vor ihnen stand.

„Damn! Anton Leo! — Was hast Du hier zu thun?"

„Dem durchlauchtigsten Prinzen und der gnädigen Gräfin eine gute Nacht zu wünschen! — Gute Nacht! Liebe! Beste!"

Bei der verwünschten bekannten Stimme war die Gräfin so erschrocken, daß ihr die Kniee zitterten, sie mußte sich an ihren Begleiter halten. Der Mond beleuchtete in diesem Augenblick sämmtliche Gesichter mit blendender Tageshelle. Der fürchterliche Tyroler weidete sich an den bestürzten Mienen des ertappten Paars. Dann nahm er lachend den Hut ab, sagte mit einer Verbeugung zur Gräfin, ihren Ton nachahmend: „Werden Sie gehen?" — Dann sprang er über eine Hecke. Fort war er.

13.

Wäre die Geschichte in Italien vorgegangen, so hätte Otto wohl am folgenden Abend seinen Dolchstich gehabt. Auf deutschem Grund und Boden blieb diese böse Folge aus. Darüber war Otto nur wenig verwundert; aber was ihn sehr in Erstaunen setzte, war, daß der Prinz sich nicht sehen ließ. Eine Herausforderung oder wenigstens eine Explication schien ihm nach dem Geschehenen doch gar nicht ausbleiben zu können.

Es kam nichts, als ein Billet mit den Worten:

„Man erwartet vom Baron Soltar, daß „er als ein Mann von Ehre die gestrige Be„gegnung verschweigen werde."

Otto lachte. — „Das wird von euerm Betragen abhängen! Was hat meine Ehre mit euern albernen Streichen zu schaffen?" — Ob übrigens das Blatt vom Prinzen oder von Josephinen herrührte, blieb ungewiß. Die feinen festen Züge der Schrift konnten so gut einer weiblichen als einer männlichen Hand angehören. — Otto empfand im ersten Augenblick eine gränzenlose Verachtung gegen den Prinzen. Bei näherer Ueberlegung ward ihm jedoch klar, daß die Gräfin um jeden Preis wünschen mußte, die Begebenheit nicht laut werden zu lassen. Ein Duell wäre nun zu diesem Zweck

freilich das Verkehrteste aller Mittel gewesen. Otto begriff, daß jene Beiden sich in einer höchst peinlichen Lage befinden mußten. Er dachte sich lebhaft, wie sie mit einander Rath gesucht und nicht gefunden hätten. — Er sah die ohnmächtige Wuth der schönen Frau, das verlegene Gesicht des Prinzen, den sie mit ihren Vorwürfen überhäufte. — Ja, wenn er auch keinem Sterblichen je eine Sylbe von dem merkwürdigen Abenteuer verrieth, so erfreuete ihn doch eine glänzende Genugthuung für das Spiel, welches sie mit ihm getrieben, eine köstliche Rache für die Falschheit, womit sie ihm den Prinzen vorgezogen hatte.

Schadenfreude, — sagen die Leute, sey eine niedliche häßliche Empfindung. Sie sagen es wohl, und doch ist kein Mensch frei von ihr. Die Griechen hatten ein eigenes Wort, um die Idee zu bezeichnen, daß der Mensch selbst an dem Leid, welches seinen Freund treffe, ein heimliches Wohlbehagen fühle.*) Die Menschheit und die menschliche Natur ist seit jenen Zeiten nicht besser geworden. Wem das ungerecht klingt, der mag den Beweis des Ge-

---

*) Larochefoucault sagt Aehnliches in seinen maximes et pensées: —

„Dans le malheur de nos meilleurs amis il y a toujours quelque chose, qui ne nous déplait pas.“

gentheils führen. Und will Einer Otto's Gemüth anklagen, weil er über seine Gegner freudig triumphirte, so greife er erst in das eigene Herz, und frage, ob er im ähnlichen Falle dem überlisteten Gegner wirklich ein aufrichtiges Bedauern schenken würde? —

Wer nur der dienstfertige zuverlässige Correspondent gewesen? — Georg? — Schwerlich! Der hätte gerade herausgesprochen. Heimlichkeit und Anonymität war nicht seine Sache. — Alfred? — Der leugnete fortwährend mit der größten Unbefangenheit, und verlangte, als Otto wiederholt in ihn drang, eine Mittheilung des wichtigen Billets — was doch nicht anging. — Eine Dame? — Bei diesem Gedanken verweilte Otto am liebsten. Es war der schmeichelhafteste. — Eine Dame? — Alma? — Eugenie? — Die Generalin? — Einen Augenblick wünschte er fast, die Erstere möchte es gewesen seyn — dann wünschte er wieder das Gegentheil und glaubte es auch. — Aber um etwas Näheres zu erfahren, mußte doch wenigstens ein Versuch gemacht werden. Er ging zur Letzteren, und fand bei ihr die Erstere. Dies Zusammentreffen, an sich so gleichgültig, frappirte ihn; besonders da er auch bemerken wollte, daß die Damen nicht ganz unbefangen wären. — Er traf sie im Garten mit dem Banquier Meltak, dem Bruder der Generalin. Dieser erzählte ihnen so eben jene

auf Herborn ausgesprochene Soltar'sche Prophezeihung, und deren merkwürdiges Eintreffen. Die Geschäftigkeit des Publikums im Zusetzen und Aufputzen hatte daraus eine Geschichte gemacht, welche sich verrückt und abenteuerlich genug ausnahm.

Alma spottete über die Noth des fatalen Groß-Onkels, und versicherte, trotz seiner hochausposaunten Seelengröße sey er ein solcher Poltron, daß er von jetzt an dem Baron nicht ohne Schauder begegnen werde.

Sie hatte diese Worte eben gesprochen, als Otto rasch aus dem anstoßenden Bogengang in die Weinlaube trat. Alma war sichtlich bestürzt. Die Generalin, auch etwas betroffen bei dieser plötzlichen Erscheinung, wußte sich besser zu fassen. Da sie jedoch merkte, wie Otto über ihre Gesichter stutzte, fand sie es gerathen, ihm zu erzählen, in welchem Gespräch er sie überrascht habe. Sie schilderte die Scene, wie der Hofmarschall betend vor dem großen Himmelbett im Jagdhause gesessen, wie er das Bild einer alten Herzogin für die Erscheinung des Barons gehalten, wie er: apage Satanas! gerufen, und in der Exaltation mit dem Lichte herumfechtend, die Nachtmütze auf seinem Kopfe angezündet habe — sie schilderte es so lebendig und lustig, daß ein lautes Gelächter ausbrach. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft ward von da an sehr munter. Man sprach von ähnlichen Prophezeiungen und Mystifi-

cationen, von Reise-Abenteuern, Räuberhöhlen, Fährlichkeiten zu Land und Meer — zufällig tauchte aus dem Gespräch eine Frage über die Meerenge von Gibraltar auf. Otto hatte sie zu beantworten. Man kam auf seine merkwürdigen Lebensfahrten, und von Alma's Augen angeregt, ließ er sich gern in die Geschichte seiner Flucht aus den Kosackensteppen, auf Beschreibung von Odessa und Constantinopel ein, und fand sogar hinreichend gute Laune, um aus seiner Gefangennehmung durch die Piraten ein mit scharfen Lichtern und schwarzen Schatten kräftig gezeichnetes Seestück zu liefern.

Die Damen horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Besonders Alma. Ihre Blicke funkelten, mit fliegender Eile wechselten die Wangen von heller Röthe in Todesblässe, der schöne Busen athmete schwer wie von einem ängstlichen Traum bedrängt. — Nie hatte sie einen Mann so reden hören. Und doch war Alles, was er sprach, so einfach; darum wohl eben so treffend und warm lebendig. — Nie hatte sie einen Mann von so hohem gebietenden und zugleich bezaubernden Wesen gesehen. — Und doch war Alles, was er that, so ungesucht; darum wohl eben kleidete es ihn so gut. —

In eine Pause seiner Erzählung warf Meltak an einer passenden Stelle die Bemerkung, es möge allerdings ein seltsamer Contrast seyn, wenn man das Mare di Marmora mit dem Pas de Calais,

die Ufer von Bujukderé, oder die Bucht von Smyrna mit den öden Kreidefelsen von Dover zusammenstelle. — Er, welcher ein Enthusiast für reizende Gegenden sey, denke sich den Effect so verschieden, wie etwa das Bild eines schönen Mädchens und ihr Skelett.

Bekanntlich war es ein Luxus früherer Zeiten, Tafelaufsätze mit Landschaften aus farbigem Streusand zu verzieren. Es bedurfte nur eines Hauchs, so war das ganze Kunstwerk vernichtet. Ich habe wahrhafte Meisterstücke dieser vergänglichen Art gesehen, und mußte zu meinem Schrecken einst erleben, wie ein solches, kaum aus den Händen des geschickten Conditors hingegossenes Bild durch einen hastigen Menschen vernichtet wurde, der mit einem schwarzen Tuch darüber streifte.

Als wäre Otto's Gemüth solche Farbenschöpfung und Meltak's Rede das schwarze Tuch, so war mit jenem Wort die ganze Freude und Herrlichkeit auf einmal hinweggewischt — „Die öden Kreidefelsen von Dover!" — wiederholte er zwischen den Zähnen. Dann verstummte er, und alle Versuche, selbst Alma's freundliche Blicke und schmeichelnde Worte — wurden vergeblich verschwendet. Er saß noch eine Weile in sich gekehrt, fuhr dann wie aus dem Schlaf empor, sprach mit sichtlicher Anstrengung einige Worte zu Meltak über Geldgeschäfte. Dann sprang er auf, und verließ die Damen so plötzlich

als er gekommen war. — Meltak folgte ihm kopfschüttelnd. Die Generalin konnte kaum abwarten, bis er um die Ecke war. Dann warf sie sich in den Armsessel zurück, und schlug eine helle Lache auf. Alma blickte sie erstaunt an, und fragte in einem gereizten Ton, fast unfreundlich: was ihr denn nun wieder so schrecklich Lächerliches durch den Kopf fahre? Am Baron sey dergleichen doch wahrlich nicht zu finden gewesen?

Die Generalin wurde schnell wieder ernsthaft.

„Wahrlich nicht!“ — wiederholte sie, und sann jetzt, wie es schien, recht eifrig nach über Alles, was er gesagt hatte.

Alma dagegen rühmte laut die Unterhaltung des Barons, die Tiefe der Empfindung, den Strahl des Genies, den schlagenden Witz, der sie auszeichnete, und gestand ohne Hehl, bisher habe sie ihn durchaus verkannt; ein Mann von so liebenswürdigen seltenen Eigenschaften sey ihr noch nicht vorgekommen.

Aurelie wollte das Wort „liebenswürdig“ nicht gelten lassen. Interessant sey er, aber unheimlich. Sie wenigstens könne in seiner Nähe des dunkeln Gefühls einer Bangigkeit, wie bei einem aufsteigenden Gewitter, sich nicht erwehren. Sein Blick, sein Wort habe etwas Hinreißendes, aber es sey die betäubende Kraft, welche man den Augen der Klapperschlange beilege.

„Häßlicher Vergleich!" sagte Alma — „Etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes ist in ihm. Kann denn ein geistreicher Mann aussehen wie ein Schaf!"

„Schweigen Sie still! Hören Sie mich an! Sehen Sie ihm nur einmal recht in die Augen, liebes Almchen! Aber nicht zu tief — Da sitzt mehr Teufelei als eigentlicher Geist. Sein unstetes abspringendes Wesen verräth ein zerrissenes Gemüth, ein Bewußtseyn, von Gewissensbissen zermartert —"

„Warum diese Auslegung? Seine Lebensbahn ist bisher so düster gewesen, daß nicht zu verwundern, wenn er von ihrer Farbe in sich aufgenommen hat. Aber vergleichen Sie ihn doch einmal mit den andern faden karakterlosen Gestalten, die wir um uns sehen! Steht er nicht zwischen ihnen wie ein Gebieter?"

„Ja, wie ein Fürst der Finsterniß. Sie nehmen seine Partei mit einer Lebhaftigkeit, die er gar nicht verdient. Ueber Frauen hab' ich ihn zwar noch nicht reden hören. Aber ich seh' es ihm an, daß er uns geringschätzt, uns höchstens als schöne Meubles eines Harems gelten läßt. — Er ist ein Türke! Und eine Frau könnte mit dem nicht glücklich seyn. Nun, hoffentlich wird er keine suchen und auch keine finden."

„Das kann man nicht wissen" — sagte Alma halb gedankenlos. Sie erschrak, als sie es gesagt hatte, und wurde roth.

Aurelie sah sie erstaunt an, rückte ihr dann näher, faßte ihre beiden Hände, und blickte ihr scharf in die Augen.

„Alma! — Was war das? Liebes Kind! — Sie werden doch nicht?" —

Alma suchte ihre Bestürzung unter einem Lachen zu verbergen, welches nicht aus dem Herzen kam.

„Ich? — Wo denken Sie hin? — Wer würde denn je an mich denken? — An die namenlose Waise, die keinen Vater, keine Mutter — ach kein Herz auf dieser Welt hat, zu dem sie flüchten, dem sie vertrauen dürfte?"

„Keines? — Und das sagen Sie mir? —

In dem Ton dieser Worte, und dem Blick, womit sie begleitet waren, lag etwas unaussprechlich Liebreiches. — Alma warf sich in die Arme der Freundin.

„Sie! Ja, Sie wären die Einzige! — Wenn Sie mich verständen! Aber Sie sind glücklich und heiter — Sie können das innere Herzweh der armen Alma nicht fassen, können meinen Schmerz nicht theilen!"

Sie richtete sich wieder auf, wischte mit beiden Händen über die Augen und Wangen herab; dann

schlug sie die Arme unter, warf den Kopf in die Höhe und sagte stolz:

„Und ich will nicht bedauert seyn! — Von keinem Menschen! Von keiner Frau! — Die Frauen sind unerträglich mit ihrem Haß wie mit ihrem Mitleid!"

„Kind! Schweigen Sie still! Sie sind verrückt!"

„Sie nehm' ich aus! Sie allein! — Verrückt? Kein Wunder, wenn ich es würde! — Wie sie mich Alle hetzen! Wenn sie mich so von der Seite ansehen, hochmüthig und erbarmend, als sagten sie: das arme Ding! — was wird aus ihr noch werden? — Die Gräfin besonders! — Die ist immer so gnädig und dann wieder so spitz! Ich werf' ihr die Gnade vor die Füße! Und die Spitzen sollen ihr einmal ins eigne Herz bohren!" —

„Aber warum so aufgebracht, Liebchen? Sie hat Ihnen ja nichts zu Leide gethan."

„O, das war falsch! Sie wissen es so gut als ich, daß sie allein mir im Wege steht — recht feindlich im Wege! — Sie regiert den Hofmarschall, und der beschwatzt den Großvater. O, sie ist eine böse falsche Schlange! Sie glaubt, auf mich herabsehen zu dürfen — Sie glaubt! — Und ich schwöre — sie soll es noch erleben, daß ich sie zur Verzweiflung bringe!"

Alma hielt Wort. Nach wenig Tagen schon fand sie Gelegenheit, zur Vollziehung ihres Schwurs einen Anfang zu machen.

Frau von Runolt hatte auch geschworen; und zwar, daß ihre Eugenie Frau Baronin Soltar werden müsse. Hatte sie in dem Baron ihren Retter wieder gefunden, so war dies offenbar ein Fingerzeig Gottes. Aus dem Retter der Mama ward ein Ritter des Fräuleins, und demnächst ein Gemahl. So kam die Sache in Ordnung.

Mütter, welche mit dergleichen soliden Träumen umgehen, sind unter dem Zauber derselben leicht zu einigen romantischen Opfern geneigt. Eugenie hatte lang vergebens auf einen Ball angetragen. Immer war er, bald unter diesem bald unter jenem Vorwand verweigert worden. Jetzt kam plötzlich die Bewilligung und zugleich mit ihr ein neues Ballkleid. — Die gute Mama! —

„Es ist nur einfältig vom Baron, daß er nicht tanzt!“ — sagte sie — „Dich und ihn möchte ich wohl zusammen sehen. Das wäre ein Paar! — So schön wie mir lange keins vorgekommen! — Ihr würdet Euch zusammen ausnehmen, wie Prinz Philipp mit der schönen Gräfin Banner auf dem Hofballe in München — hab' ich Dir einmal davon erzählt?“

Ohne die Antwort zu erwarten, segelte sie in ihre Geschichte hinein. Eugenie hatte sie schon

einigemal vortragen hören, und dachte unter der Wiederholung ernstlich an die Besetzung des neuen Ballkleids.

Als Mama ihre Romanze abgesungen hatte, fiel sie wieder in den klagenden Refrain, daß Baron Soltar nicht tanze.

„Aber in den Cotillon" — sagte sie — „könntet Ihr ihn doch zuweilen herein holen. Er käme dann doch so einigermaßen in Berührung mit dem jungen Volk."

— „Ihn in den Cotillon holen? — Der gesagt hat: um mit Lust zu tanzen, müsse man verliebt oder betrunken seyn? — Wer aber Beides nicht wäre, und doch gern tanzte, den halte er für einen Narren? — Mag ihn holen, wer da will — ich lass' ihn gewiß stehen!"

„Das wirst Du nicht!" — eiferte Mama — „Bedenke, daß er mein Retter war. Du vor Allen hast Verpflichtungen gegen ihn!"

— „Die Gräfin, die Generalin, Alma und noch ein Dutzend wissen mir es Dank, wenn ich ihnen meine Verpflichtungen übertrage."

„Und die Alle wirst Du Dir zuvorkommen lassen? Du bist doch wahrlich manchmal eine Gans, ohne das mindeste diplomatische Talent, und nicht werth, meine Tochter zu heißen!"

Trotz ihres kindlichen Respects wußte Eugenie sonst gegen dergleichen mütterliche Zärtlichkeiten wohl zu repliciren — aber die Aussicht auf den Ball, das schöne Kleid ließ heute Alles ertragen.

Der Ball war ein Ball wie viele Bälle — Anfangs munter, dann etwas matt; zuletzt stellte man ihm das Signalement aus: er sey animirt, die Toilettenpracht mäßig, Punsch und Eis besser als gewöhnlich — und die Frau vom Hause in ihrer fliegenden Hast und Sorge für leibliche und geistige Unterhaltung der Gesellschaft — unausstehlich gewesen. Josephine war vorzüglich dieser Meinung, und der ganze Abend fast der unangenehmste, den sie bisher erlebt hatte. Gern hätte sie sich ihm entzogen. Aber welches Gerede gab das? — Sie fühlte die dringende Nothwendigkeit, dem verhaßten Baron von jetzt an die Spitze zu bieten. Ueber kurz oder lang mußte sie ihm ja doch begegnen. So schien es gerathen, damit je eher je lieber anzufangen, und keine Scheu zu zeigen. Sie kam, im Glanze ihrer Schönheit und ihres Stolzes gegen jeden Feind gerüstet. Indessen war sie nicht auf Alles vorbereitet, was ihr heute weh thun sollte — Alma war in jedem Betracht die Königin des Balls. Otto, Alfred, Stahl, sogar der sonst immer so ruhige Jägermeister, schienen verschworen, die Hauptpfeiler ihres Hofstaats zu bilden, und ihnen schloß sich, wie das zu gehen pflegt, die Schaar derjenigen

an, welche nur ein Beispiel vor sich zu sehen brauchen, um dasselbe durch ihre nachahmende Huldigung zum allgemeinen Gesetz zu erheben. — Josephine sah das mit heimlicher Erbitterung, die unter der Anstrengung, sie nach außen zu verbergen, innerlich nur um so tiefer nagte. Zwar hatte sie in ihrem Gefolge zwei Prinzen und den Hofmarschall. Aber Hugo war überall nur eine schwache Stütze, den Hofmarschall verfolgte seit jener bekannt gewordenen und im Publikum mit Jubel aufgenommenen Jagdhaus-Scene ein leidiges Anhängsel von Lächerlichkeit; und den Prinzen Arnold durfte sie nur als einen treulosen Alliirten betrachten, welcher sie um einen freundlichen Blick an Alma verrathen und verkauft hätte. — Doch Alma schenkte ihm keinen solchen Blick. Im Bewußtseyn ihres Triumphs mißhandelte sie ihn ärger als je, und mit knirschendem Grimm mußte er bemerken, wie die hülflose Waise, die er bisher stets als eine sichere Beute betrachtet hatte, plötzlich von einer starken Partei umgeben, ja gewissermaßen an ihre Spitze getreten war. Aehnliches mußte der Hofmarschall erfahren; und Beide suchten vergebens, sich das wunderbare Räthsel zu erklären, dessen sichtbarliche Erscheinung sich doch nicht wegleugnen ließ.

Otto fühlte sich von widersprechenden Empfindungen hin und her gezerrt. Der Sieg über Josephinen konnte ihm keine reine Freude gewähren.

Sein besserer Sinn flüsterte ihm zu, daß er denselben doch nur den hinterlistigen Kunstgriffen des Auflauerns verdankte. Auch konnte er eine finstre Ahndung nicht besiegen. Wie in einem schwarzen Zauberspiegel sah er ein undeutliches Gewimmel böser Folgen, welche ihn für den übermüthigen Triumph dereinst empfindlich bestrafen würden. Giftige Saat bringt giftige Frucht, deren Hauch den Schnitter erstickt, wo er zu ernten dachte.

Von der andern Seite erhob ihn der Gedanke, daß er sich mit gutem Rechte eines Vortheils bedient habe, welcher ihm vom Zufall oder von unbekannter hülfreicher Hand zugeführt worden war; daß im Kriege jedes Mittel gelte, welches dem Feinde schaden könnte, und daß er ein Thor gewesen wäre, wenn er jene Waffe nicht hätte gebrauchen wollen.

Immerhin aber blieb die Situation, in welcher er sich jezt zur Gräfin sah, für seine Unerfahrenheit in solchen Dingen doch eine böse Aufgabe; und nachdem er lange nachgesonnen, wie er sich eigentlich gegen sie zu benehmen hätte, schien es ihm endlich am rathsamsten, den Zufall walten zu lassen, und sich fürs Erste in einer Art von neutraler Unthätigkeit von ihr entfernt zu halten.

Alma hatte keine Idee von allem dem, was um sie her die Gemüther stachelte und bewegte.

Sie war froh im Gefühl des allgemeinen Wohlwollens, welches sie erregte, und welches ihr wie ein treuer Schatten folgte. Allerdings fiel es ihr auf, daß sie noch bei keiner Gelegenheit sich in einer so günstigen glänzenden Stellung wie heute befunden hatte. Ohne jedoch den Ursachen der erfreulichen Umwandlung tiefer nachzuspüren, genoß sie ihre Wirkungen in heiterer unbefangener Lust. In ihrem Herzen regte sich wohl eine Ahndung, daß sie dem Baron Soltar einen guten Theil dieses Erfolgs zu verdanken hätte. Die Hochachtung, welche der interessante Mann ihr einflößte, machte die Sache nur um so reizender. Sie schwebte wie eine angebetete jugendliche Göttin von lauter Verehrung umgeben, in dem hellen strahlenden Kreise, sie lachte, sie tanzte, sie entzückte und war entzückt. Welches Mädchen wäre nicht gern an ihrer Stelle gewesen? — hätte sich nicht, wie sie, glücklich gefühlt?

Die Tyroler waren noch immer die Mode des Tages. Auch jetzt, während einer Pause des Tanzes traten sie hervor, um die Lücke durch ihre Lieder auszufüllen.

Otto stand hinter Alma's Stuhl, nicht weit von der Gräfin. Josephine sah und hörte die Alpensänger, welche ihr den fatalsten Moment ihres Lebens so schroff vor die Augen rückten, mit ent-

schiedenem Abscheu. Die kräftigen Gestalten in der vortheilhaften Nationalkleidung erschienen ihr als giftige Zerrbilder, die anmuthigen Melodieen klangen ihr wie Spottlieder, wodurch sie dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben würde. Sie glaubte auf Otto's Lippen ein hämisches Lächeln zu sehen, aus der Lebhaftigkeit seines Gesprächs mit Alma, und einem zu ihr herüberstreifenden Seitenblick zu errathen, daß sie der Gegenstand seines boshaften Witzes wäre. Der Unmuth überwältigte ihre Fassung. Sie sagte laut, so daß er es hören mußte:

„Ich begreife nicht, wie man es wagen mag, uns noch immer mit diesen albernen Bauerburschen zu quälen! Wie die Tölpel sich in ihren Jacken zieren und brüsten!"

Otto wendete sich rasch zu ihr: „Hat die Tyroler-Tracht nicht das Glück, Ihnen zu gefallen?"

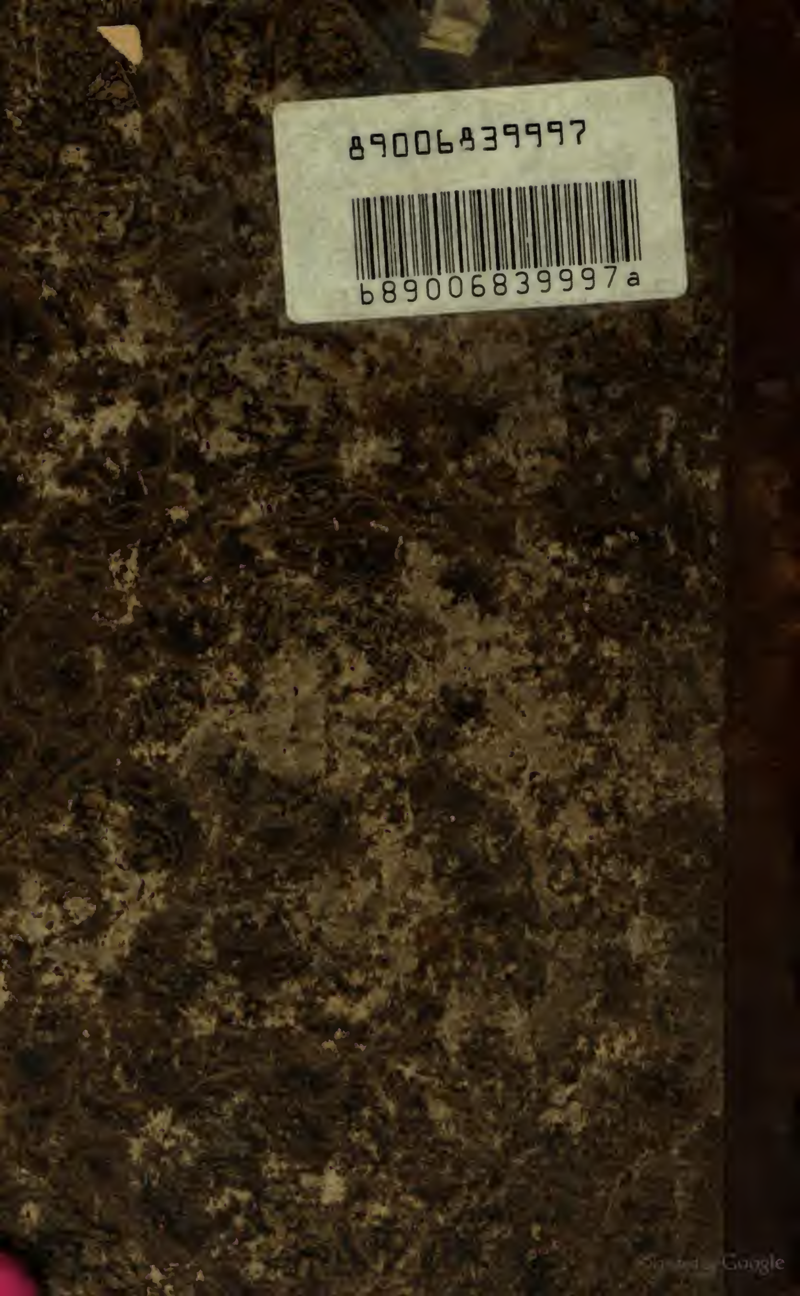
„Ich habe nie etwas Gemeineres und Abscheulicheres gesehen!"

„Freilich" — versetzte er achselzuckend und mit einer halben Verbeugung gegen den Prinzen Hugo, dem der Anblick so widerlich schien als der Gräfin — „neben einer so glänzenden Uniform dürfen sie sich nicht sehen lassen."

Sie wandte ihm ohne Antwort den Rücken. Aber in dem letzten über die blendende Schulter gegen ihn geschleuderten Blick las er den vollen gränzenlosen Haß einer unversöhnlichen Feindin, einer Feindin auf Leben und Tod. — Es war ein Flammensignal zu mörderischem Angriff.

Ende des ersten Theils.




89006839997
b89006839997a